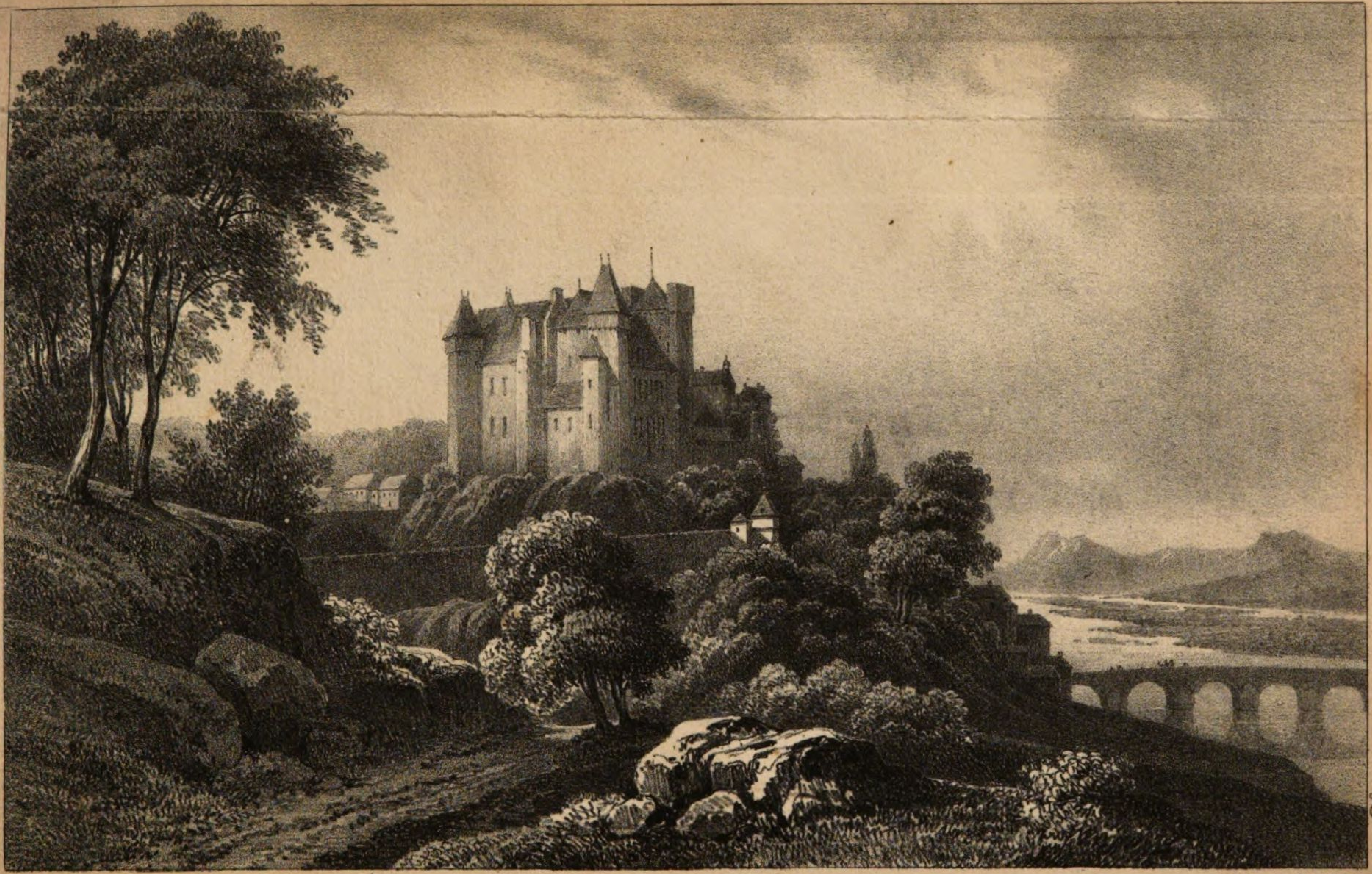

Bichebois lith. Imp. Lemercier Benard et C.

CHATEAU DE PAU

Französische

Lustschlösser.

II.

Französische Lustschlösser

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Mannheim.
Verlag von Heinrich Hoff.
1840.

Inhalt.

I. Eu.
II. Pau.

S. 34 (5.9) V 111
(115) V 253

III.

Eu.

18.

Nach der Normandie! An dem Worte haftet noch aller poetische Reiz, sei's von den Trouvèren, den poetischen Minnesängern Frankreichs, die mit England die großen Liedesstoffe austauschten, sei's von den Meerromantikern, von jenen Korsaren europäischer Weltgeschichte, sei's von der nordischen, uns verwandten Abstammung, die uns an dunkle Jugendfreuden einer Heimath erinnert. Aber auch der Franzose theilt diesen Eindruck, auch ihm ist die Normandie ein poetischer Name, und der ganz französische Normann sagt mit besonderem Nachdrucke: **moi, je suis Normand!** Meyerbeer, unser glücklicher Landsmann, hat diesen historischen Zauber für immer gefesselt in seinem Robert der Teufel. Darin zeigt sich auch jene romantische Fernsicht, unter welcher der Normann so farbig vor unsere Phantasie tritt, das halb afrikanische Palmenland Sicilien, das verwegene Ritterleben

des Normannenthums. Die ganze Küste Europa's zitterte vor dem Namen und dem Anblicke einiger hundert Männer, denn diese Männer waren von Eisen, jeder Einzelne war eine Armee, er trotzte den Elementen, und nichts schien ihm zu weit und zu schwer. Hundert Byzantiner ergriffen die Flucht, wenn ein einziger Normann auf sie losschritt. Mit Schrecken sah man ihre Kähne ankommen, denn so viel Männer darin waren, so viel Könige schwammen daher. Was vermag Alles ein Mann, vertrauend auf seine Kraft, sicher überall seines Muthes, was vermag ein Normann!

Die Seine ist in Deutschland weniger angesehn, als sie's verdient. Schon bei Paris ist sie ein tüchtiger, arbeitsamer und nützlicher Fluß. Von da in die Normandie tretend, sie spaltend und verbindend in die obere und niedere Normandie, wird sie voller und voller, ist mit anmuthigen, oft interessanten Ufern gesegnet, und führt das Meer und die überseeische Welt in's Herz des Landes, macht Paris zu jener Weltstadt, die dem Meere keineswegs so fern liegt, wie's auf der Landkarte erscheint. Die frischen Austern, die lebendigen Hummer und anderes wunderlich kriechendes und zappelndes Gethier des Meeres auf den Märkten und Hallen von Paris erinnern täglich

daran, daß die Seine wirklich die Pulsader von Paris ist.

Paris ist auch eben deshalb nicht so zufällig Hauptstadt geworden, wie man öfters glaubt. Schon Cäsar hielt diese Insel der jetzigen Cité für den Hauptpunkt von Gallien, er betrachtete die Stadt, welche auf dieser Insel begann, als Hauptplatz des weiten Landes, und auch der alte celtische Name, der von luton hezi — Wasserwohnung — in Lucotetia, Lutetia überging, war vom Flusse hergenommen. Parisii soll Grenzbewohner bedeuten, da die Belgen bis an die Seine reichten, und so soll Lutetia Parisiorum, die Wasserstadt der Parisier, der alte Name entstanden sein. Auch die folgenden Kaisercäsaren nahmen es meist zu ihrem Sitze, Julian der Abtrünnige wohnte hier, als er hörte, daß er Kaiser geworden sei, im Fauburg St. Germain, wo jetzt die Rue de la Harpe, im Palaste der Thermen. Man kann noch jetzt einige Spuren davon sehn.

Bald darauf befestigte sich der kürzere Name Paris, die Franken, die vom Rheine her kamen, und in germanischer Wanderlust das Land bedeckten, fanden ihn schon. Sie hielten zuerst, vom Anscheine leicht getäuscht, die Loire inmitten des Landes für den Hauptstrom, und wählten Tours in der Mitte

dieses Stromlaufes zur Hauptstadt. Aber sie kamen von diesem Irrthume zurück und kehrten nach Paris. An der Loire wohnen die ruhigen Völkerschaften, an der Seine die unruhigen, die kriegerischen, und hier trafen die verschiedensten Völker, damals noch Grenzvölker, an einander.

Hierher richteten auch die Normannen ihr Augenmerk, da sie plündernd die Seine herauffuhren, und von fern das weiße Gestein des Montmartre leuchten sahn. Dieser Berg, an einem nördlichen Ende von Paris und jetzt zur Stadt gehörig, trug lange Zeit ein Kloster, abgesondert von der Stadt, und hat von religiöser Bedeutung seinen Namen. Man verlegt einen alten Tempel des Mars dahin, oder datirt ihn von mons martyrum zu Ehren des heiligen Dionys. Nicht die Ketten, womit man die Seine sperrte, nicht die tapferste Wachsamkeit hielten die Normänner ab, in die Inselstadt zu dringen, und sie zu verwüsten. Erst Odo — Eudes — ein tapfrer Graf von Paris und Herzog von Frankreich, schlug sie nachdrücklich zurück, und bald darauf, im Jahre 912, setzten sie sich unter dem mächtigen Rollo für immer fest an den Mündungen der Seine, und breiteten ihr Reich an beiden Ufern des Flusses aufwärts bis unweit Dreux, Mantes und Beauvais bis an die Grenzen von Isle

de France, wenige Meilen von Paris. Diese eisernen Herzöge, wie Rollo und Wilhelm Langschwert, gestatteten dem Könige von Frankreich den leeren Titel eines Lehnherrn der Normandie, aber sie geberdeten sich durchaus wie Souveraine, und die Könige von Frankreich sind nirgends so geringschätzig behandelt worden, als auf den Schlössern der Normandie, wenn sie höflich einsprachen, um einen Vertrag oder ein Bündniß zu schließen. Der Saal zu Eu hat Karl den Einfältigen wie ein Spottbild der Macht gesehn unter den erzumgürteten Baronen der Normandie.

Dies bergwaldige Küstenland der obern Normandie, was über Dieppe bis Eu hinabreicht vom nördlichen Seine-Ufer; und jenes saftige Wiesenland, ein Weideanger für die mächtigen Pferde und Stiere, die niedere Normandie, was von der Seine und dem Meere bis an die Bretagne und Maine reicht, diese feste Meeresprovinz hieß in der Vorzeit die Ligue der elf Städte, denn es wohnten elf Völkerschaften da. Dann ward es römisch, dann ward es Neustrien, dann kamen die Normänner und prägten darauf ihren ehernen Stempel, den es bis jetzt nicht verloren hat.

Von dem Schooße einer normännischen Gerberstochter in Falaise ging eine geschichtliche Wendung

aus, deren Folgen noch heute in Europa wirken. Falaise liegt im südlichen Theile, in der niederen Normandie, deren betriebsame Hauptstadt Caen noch heute von Engländern bedeckt ist. Unweit Falaise nach Osten zu zieht ein Flüßchen, Namens Dive, durch Wiesen hin; dies bildete die Grenze zwischen Basse- und Haute-Normandie. Alles was östlich von ihm lag, gehörte, außer dem nördlichen Seine-Ufer, zur Haute-Normandie. In Falaise hatte der Gerber Foubert eine schöne Tochter, Namens Harlette. Herzog Robert, der eines Sonntags durch Falaise ritt, sah sie, und ward von Stunde an sterblich verliebt. Harlette selbst hatte in der Nacht einen wunderbaren Traum: Es stieg ein Baum aus ihrem Leibe bis zum Himmel auf, so groß, daß er die ganze Normandie beschattete, und das Meer und das große englische Land.

„Aumbrout tote Normandie
E mer e la grant terre engleise."

Sie gebar einen Sohn, der hieß erst Wilhelm der Bastard, dann Wilhelm der Eroberer, denn er eroberte wirklich das ganze Engelland. Als Wilhelm diese große Unternehmung begann, waren alle Zeichen ungünstig. Er lag zu Fécamp, einer alten Seestadt zwischen Havre und Dieppe, und fürchterliche Stürme widersetzten sich seiner Einschiffung. Er unternahm

sie trotz der Stürme, er unternahm das Weitere, obwohl er beim ersten Tritte auf englisches Land strauchelte und zu Boden fiel, er schlug mit seinen Normannen die furchtbare Schlacht von Hastings, und England erhielt seine Tory-Lords, die sich heute noch ihres normännischen Blutes rühmen.

Aber was ist der stärkste Mann, wenn das Band seiner Glieder sich lös't! Ein Spiel der Diskretion und der zufälligen Winde. Denn alle Macht ist eine Person, eine athmende Person. Entweicht der Athem, so kann ein Schreck übrig bleiben, ein Eindruck, der wie Macht aussieht vor schwachen Menschen, aber die wirkliche Macht ist entwichen. Wilhelm von England und von der Normandie herrschte bis zum letzten Athemzuge, die mächtigsten Barone der Welt standen um sein Sterbelager, und als der Athem nicht mehr auf- und niedersteigen konnte, als er stockte, aufhörte, war Wilhelm von England ein verlaßner Haufen von Atomen. Die Barone stoben auseinander, entsetzt vor dem Gedanken, daß solch ein Mann fehle, die Diener fielen über den Leichnam her und plünderten ihn, denn je näher die Sonne, desto matter ist ihr Strahl, sie plünderten den Palast und entflohen. Nackt lag der todte König allein im wüsten Hause, er lag auf der Diele.

Ein einziger Rittersmann, Namens Harluin, erbarmte sich dessen, trat in das schauerliche Haus, lud den Königsleib auf einen Wagen, und machte sich um Gotteswillen auf mit ihm gen Caen. Als er dort ankam und ein Geleit zusammengebracht hatte nach der Kirche des heiligen Stephan, brach eine Feuersbrunst über Caen herein, alles Geleite stob auseinander, nur Harluin und einige Mönche gingen mit bis an's Grab. Als man die Leichenrede sprechen wollte, kam ein Mann, Namens Ascelin, unterbrach sie und sprach: Diese Erde, wo Ihr ein Grab gegraben, ist mein, und ich gestatte sie Euch nicht — o Du todter König von Engelland! Du warst so gewaltig vom Leibe! Als man ihn auf die Bahre legen wollte, um ihn hinabzulassen, war die Bahre zu kurz, und man mußte den Leib zusammenbiegen. Da borst er entzwei und verpestete die Atmossphäre, eiligst sprachen die Priester das kürzeste Todtengebet und flohen entsetzt von dannen.

Ist es nicht viel mehr ein Spiel der Poesie, als ein Werk der Wissenschaft, wenn wir den Völkern nachrechnen und aufweisen, aus welchen Stücken sie

entstanden sind? Einige Knochen, einige Muskeln, und dies und jenes Verwandte, wem wären sie nicht nachzuweisen, und doch ist jeder einzelne Mensch, jede Völkerschaft, jedes Volk etwas Unerhörtes! Die Bestandtheile sind nicht die Hauptsache, die Verbindung, das Resultat, die Seele ist's, und sie ist nie zu berechnen. In der Bretagne ist man an germanische Sitte gemahnt, in der Normandie noch mehr, ja man kennt hier allen Ursprung und Uebergang. Und der Bretone ist Franzose und der Normand ist Franzose, und lächelt zu den Ableitungen. Wie viel Schichten sind nicht auf die alten Gallier gehäuft worden, und les't heute, wie Cato sie charakterisirte, Ihr werdet die heutigen Franzosen erkennen. Das gallische Volk, sagt er, betreibt zwei Dinge zum Eifrigsten, die Kriegskunst und den klaren Ausdruck der Rede. Da ist ein Erbtheil deutlich geblieben, und in der Normandie ist gründlich Germanisches total verschwunden: der Normand ist schlau und verschlagen, allem Franzosen zum Trotze. Rusé comme un Normand, heißt es in Frankreich.

Der Grundsatz des Vollbluts ist ein ganz richtiger, aber es gedeiht kein Vollblut auf die Länge ohne Anfrischung durch Fremdes. Jeder Stoff, der sich allein überlassen bleibt, nützt sich ab. Die neue

Geschichte seit Untergang des Mittelalters hat eben diese Anfrischungen für neue Race als Aufgabe übernommen, und in Frankreich und England ausgeführt. Deshalb ist es nur ein poetisches Spiel, die Stammbäume nachzuzählen, denn die Gesammtheit des neuen Waldes hat alles Einzelne verändert. Deshalb sind diese Staaten politische Mächte geworden, deshalb werden wir niemals zu politischer Macht kommen, so lange wir nicht unsre sorgfältig gepflegten Stammbäume der Sachsen, Baiern, Schwaben und wie sie weiter heißen drein geben, so lange wir nicht das Wort deutsch verwandeln in ein neues. Denn es ist ein poetisches Wort und kein politisches, und weil es sich stets in die Politik mischt, verdirbt es sie stets. Deutschland hat als solches die moderne Wendung der europäischen Geschichte nur geistig in sich aufgenommen, politisch aber zurückgewiesen, es hat denn auch als deutsches Reich gekrankt und seinen Untergang gefunden. — Nicht als Gallier, sondern als moderne Mischung, als Franzose ist der Bewohner Frankreichs mächtig geworden, nicht als Britannier, nicht als Schotte oder Ire, sondern als Engländer ist der Sohn Albions gefürchtet. Britannien und Albion sind poetische Namen, die er für den Reiz und die Macht der Erinnerung pflegt, wie wir uns

Deutschland pflegen mögen, aber England ist ihm politischer Name voll Macht wie la France für alle Theile des alten Gallien. Uns steht dieser Prozeß noch bevor, und mit ihm der neue Name. Unser Mangel an Formsinn täuscht uns stets darüber, und spottet gern: was ist ein Name, was hilft ein Name! Er ist und hilft viel. Wer ist reicher an Inhalt, denn wir? Und wer erscheint ärmer, weil die Form gebricht!

Eh' es vollbracht war, erschien es wie thöricht, ja wie unmöglich, den germanischen Normand und den romanischen Provençal in eine politische Macht zu einen. Man lacht jetzt über dies Vorurtheil in Marseille wie in Havre. Aber in Deutschland findet man es heut noch thöricht, ja unmöglich, daß Schwabe, Baier und Preuße zusammen gehn könnten selbst in freierer, nicht so prosaisch nivellirter Form, wie es in Frankreich geschehn.

Und wie viel Charakteristisches ist doch auch hier in starken Provinzländern verblieben. Der stattliche, tapfere, verschlagene Normand ist streitsüchtig in Privatangelegenheiten, prozeßsüchtig bis zum Sprichworte. Keine Gerichtshöfe sind so überhäuft wie die normannischen. Dagegen ist die Normandie ruhig und besonnen in politischer Frage, wenn sie auch eine ganz

entschlossene Partei nimmt. Man ist nicht neugierig, und die Neugier ist ein tief revolutionaires Element in Frankreich. Aber man ist zäh im Widerstande, und die Normandie heißt deshalb gern das Vaterland des gesunden Menschenverstandes, des bon sens, vielleicht noch ein direktes Erbtheil vom englischen Stamme. Man schweigt indessen nicht wie der Engländer, man schwatzt nicht wie im Midi, man hüpft nicht frivol in und über Alles wie in Paris, man ist logisch, man ist bündig.

Erst Philipp August brachte 1204 die Normandie wirklich an die Krone, aber zweihundert Jahre später war sie noch einmal vierzig Jahre von den Engländern bedeckt. Wie viel alte Keime konnten da wieder aufgefrischt werden! Seit 1450 ist dieses schöne Land dauernd französisch.

Auch in Frankreich sind die Flüsse Mode geworden. Die Seine und Saone haben den Anfang gemacht, jene nach Lyon, diese nach dem Havre. Die Ausstattung der Dampfböte auf der Seine ist auch die beste in Frankreich. All dergleichen, wo Bequemlichkeit in's Spiel kommt, ist bei den Franzosen weit hinter England und auch hinter Deutschland zurück.

Sie sind wohl praktisch, aber nur für das Ziel selbst und für das Aussehn, den Weg zum Ziele vergessen sie. Sie wohnen unter mannigfaltigem kleinen Schimmer, an sogenannter Etalage fehlt es so wenig, daß man gar oft ein Sklave der Etalage und von eitel Gefahr umgeben ist für jede unbedachte Armbewegung. Aber an allem Comfort gebricht's in ihren Zimmern wie in ihren Wagen. Sie sind eine Mitte zwischen Nord- und Süd-Europa, das hat ihnen die Erfindung für Schutz und Erleichterung schwer gemacht. Der Italiener klagt, daß er in diesem kälteren Lande viel weniger gegen die Hitze geschützt sei als in Italien, und der Nordländer klagt, daß er in Frankreich mehr friere als im Norden. Denn der Franzose hat nur heißes Blut und Kamine, und die kosmopolitischen Oefen in Paris rauchen viel mehr als sie wärmen. Uebelstände dieses Bereichs werden sich in Frankreich niemals verlieren, denn der Sinn dafür gebricht dem Volke, und an derselben leeren Stelle fährt auch dasjenige hin und wieder, was wir als Oberflächlichkeit an ihnen bezeichnen. Einsamkeit und Versenkung liegt nie in ihren Wünschen, nie in ihren Bedürfnissen. Sie arbeiten, sie denken, sie produziren unter allerlei Störniß. Störniß ist ihnen keine Störung, denn sie gehen niemals über die einmal

gewonnene Form in Denk- und Sprechweise zurück oder hinaus. Diese Schranke hält sie also immer aufrecht, und ohne Umstände lassen sie einen Faden fallen und nehmen einen Faden wieder auf. Deshalb sind sie uns überlegen in aller raschen Formation für das Theater, für gesellige Darstellung, für den Staat; deshalb bleiben sie stets hinter uns zurück in aller tieferen Spekulation, und deshalb bleibt das, was sie Poesie nennen, für uns ein prosaischer Aufputz. Denn uns ist die Poesie Schöpfung, ihnen ist sie Formung. Ganz in dieser durchgehenden Verschiedenheit werden wir ihrer klassischen Tragoedie immer Unrecht thun müssen, wenn wir auch Recht haben im Bedürfnisse eines tieferen Reizes. Und sie werden Recht haben, wenn sie sich auf einen kleinen Formzauber berufen, der uns entgehe. Schon seit längerer Zeit ist ihnen übrigens eine Ahnung dieses Verhältnisses aufgegangen, und sie sprechen vag von einer poetischen Ueberlegenheit, von einer gründlicheren Bildung in Deutschland, wenn sie auch keinen deutlicheren Begriff davon haben, als von den poetischen Bauten der Babylonier.

Ganz ändern wird sich dies nie. Wir haben verschiedene Missionen zu erfüllen im Gange Europa's, und wir können und sollen niemals in einander auf-

gehn. Aber es ändert sich doch vielfach, besonders seit die Erlernung deutscher Sprache in Schulen eingeführt worden ist. Jenes witzige Wort ist schon nicht mehr wahr: Der Franzose kennt die deutsche Literatur so gut, wie der Deutsche die polnische. Und Eins gilt durch ganz Frankreich, Paris ausgenommen: Der Franzose liebt uns, wie er den Engländer haßt. In Paris verhindert dies der Brotneid, denn der Deutsche hat sich da in Kunst und Gewerbe dem Franzosen vielfach vorgedrängt, und man will 80,000 Deutsche in Paris zählen, von denen beinahe 80,000 Geld suchen und nur Einer oder der Andere Geld bringt.

Im häuslichen Leben, im Reiseleben werden sie am Spätesten oder niemals unsere Poesie des Comforts annehmen. Denn ihre Denkweise wird uns niemals dergestalt ähnlich werden, daß sie ihnen eine weichere und behaglichere Tagesexistenz wünschenswerth oder nöthig machte. Sie sind weniger weichlich und bleiben Leute des Marktes. Sie ertragen viel leichter schlechtes Wetter, und haben ein viel milderes Klima. Die mäßige Winterkälte dauert nur vier Wochen im nördlichen Theile, und gegen den Regen sind sie viel abgehärteter als wir. Wie man denn überhaupt, vielleicht in Folge des stets luftigen Lebens,

durch alle Provinzen strotzende Gesundheit und wohlgebildete Menschen findet. Der deutsche Reisende harrt umsonst auf bequeme Diligencen. Seine Klage über schlechten und engen Sitz ist dem Franzosen total unverständlich. Daß zwanzig Personen oben und unten in einer Diligence Raum finden, die bei uns nur zehn Personen faßte, mon dieu, das findet er ganz in der Ordnung. Nicht bloß weil er Demokrat, sondern weil er Franzose ist, zeigt er sich keinen Augenblick beengt von dem Zudrange grober Blousen, dicker Weiberröcke, er braucht nur vier Hände breit Platz und ein leidlich Französisch zur Conversation. In den Dampfböten, selbst in den schlechtesten auf der Loire findet er Feenpaläste. Ich habe sie schaarenweise in Valence zuströmen sehn, bloß um den Sirius, ein neues Rhoneboot zu betrachten und anzustaunen, und dieser Sirius war schmal und unbequem gegen das einfachste Rheinboot. Vielleicht nur einigen Putz in Schnörkeln und Spiegeln hatte er in der Kajüte voraus, denn alles Glas ist in Frankreich unvergleichlich schöner und wohlfeiler als bei uns. Aller Comfort des Decks — aisance ist der französische Begriff — war in der Kindheit. Der Franzose reis't nicht um zu sehn, alle Diligencen sind immer wohlfeil und voll, aber der Reisende, der bloß das

Land sehn will, ist darin eine große Seltenheit. Solches Reisen ist germanischer Charakterzug.

Der Rhone und die Seine sehn am Ersten noch Franzosen, die aus solcher leeren Absicht kommen. Die Seine macht es den Pariser Hunderttausenden so leicht, und ist der Weg nach England. Das Verdeck der Seineböte ist immer von Engländern bedeckt.

Zögernd entfernt sich die Seine von Paris, sie wendet sich in Schlangenwindungen immer wieder dahin zurück, und man schifft sich deshalb erst in St. Germain ein.

In Mantes beginnen schon die gothischen Kirchen, dieser Adel der Normandie, und allmählich erscheinen die kleinen Hügelzüge, deren nacktes Gestein die Franzosen mit Staunen erfüllt über Aridität. Es geht bei Andely vorüber, dem Geburtsorte der Corneille, die Gegend füllt sich bei Elboeuf und häuft sich von einem Ufer zum andern, bis am Abende Rouen erscheint, gethürmt auf den Lehnen und Bergen des rechten Ufers, weit hinübersehend von seinem Katharinenberge in die abgeflachte südliche Normandie. Pierre Corneille steht auf der Brücke, steht im salle des pas perdus des Justizpalastes, Boieldieu sitzt auf der Promenade, die an dem schönen Flußquai hinführt. Vertieft man sich hier in die alte Stadt,

unter die hohen Häuser von Fachwerk erbaut, so kann man sich allerdings in eine Stadt Süddeutschlands versetzt glauben, und alle die Aehnlichkeit im Rechtssinne und Rechtsgange und Sitte kommt in's Gedächtniß, welche Venedey für seine „Reise und Rasttage in der Normandie" sorgsam zusammengetragen hat. In einer engen Straße Rouen's war's, wo ich einen öffentlichen Ausrufer das Todesurtheil von Barbès ablesen hörte. Alte normannische Weiber umringten ihn, und horchten andächtig, und eine von ihnen wickelte einen Sou aus ihrer Tasche, um sich diese Lektüre zu kaufen, wie man sich bei uns eine Geschichte der Heymonskinder kauft, oder „Ganz neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr." Wie nimmt sich die Politik aus in einer dunklen Provinzstraße, wo Alles still und erstaunt aussieht, wie in Deutschland! Eine politische That in Paris, wie leicht, wie nebenher, wie vorübergleitend entsteht sie — wie ungeheuer, wie dauernd in der Provinz. Das vergossene Blut übersieht man in den Pariser Journalen, da ist's eine Neuigkeit des Tages unter hundert anderen; so, für einen Sou verkauft an die stille Familie, zur Lectüre für ein Menschenleben, wie wird es da roth und bedenklich. Die konsequentesten Menschen des Staates kamen auch in Frankreich meist aus der Provinz,

der Pariser arbeitet nicht mehr für die Dauer, denn er glaubt nicht mehr an sie. Heinrich IV., Richelieu, Corneille, die Girondisten, Robespiere, Napoleon waren aus der Provinz. Die rasche Genialität, die Desmoulins, Danton, Mirabeau waren aus Paris. Zu Rouen im Hotel de Ville sieht man eine Büste Mirabeaus, schlecht, treu, von Blattern zerrissen, mit eingesetzten funkelnden kleinen Augen, mit dem breitgequetschten Antlitze des gewaltigen Menschen. Vor ihr wird man erschreckend einer Brutalität des Mannes inne, die so groß ist, daß man das Genie übersehn und den Mann hassen und verabscheuen kann wie ein Feind der Revolution haßt und verabscheut. Man wendet sich kopfschüttelnd ab, fühlend, daß man vor solchem Bilde den großen Thaten des Mannes Unrecht giebt, fühlend, daß alles Gewaltige dicht neben dem Rohen wohnt, daß alle Kraft Zwillinge im Schooße trägt, das Verbrechen und die heroische That.

Die Kirchenwunder Rouen's dagegen wiegen in Himmelsträume. Gelingt es auch nimmer, den Himmel herabzuziehn, Himmlisches gleitet in die Hand dessen und aus der Hand dessen, der die Vorstellung eines Himmels in seinem Herzen pflegt. Die Kathedrale und St. Ouen ziehn lange mit uns auf der

Seine weiter, und flüstern mit der ewigen Meeresfluth, die seit Jahrtausenden heraufsteigt bis Rouen.

Die Seine wird voller, die Berge treten weiter und weicher zurück, Zeugnisse alter Baronensitze werden häufiger, der wüste Schloßplatz Robert des Teufels erscheint, der Platz wenigstens, wo einst ein Schloß gewesen sein könnte, und so wie man Jancarville's ansichtig wird, des alten normannischen Kanzlerschlosses, da reißt das Land bei Villeboeuf sich weit auseinander, das Meer hereinlassend frank und frei, den Horizont öffnend in die weite Wasserwüste. Man sieht ein Ende Frankreichs; rechts den spitzen Thurm von Harfleur, hinter welchem sich der Havre verbirgt, links den von Honfleur mit den übereinander aufsteigenden Häusern der Fischer- und Schifferstadt. Das Schiff beginnt zu wogen, die Menschen sinken, und meist traurigen Sinns kommen sie am dicken Thurme Königs Franz vorüber, des Vaters von Havre, was er Françoisville benannt hatte, traurigen Sinns betrachten sie zuerst die reizlose Stadt der Kanäle, die Schiffe auf Schlamm, von der Ebbe gepeinigt, der Fluth harrend, traurigen Sinns die einförmigen Waarenspeicher, die langsam niederfallenden Kanalbrücken.

19.

Wenn man die alte Festungsbrücke des Havre überschreitet, so hat man den Havre hinter sich, ist aber noch in der Stadt. Ingouville heißt dieser damit verwachsene Ort, und er steigt in Landhäusern die hohe Berglehne hinauf, welche das Seinethal vor den Nordwinden schützt. Ingouville heißt der Luxus, will sagen die Poesie des Havrer Kaufherrn. Hier liegt ihm die Villa, hier gedeihen ihm die Kinder, hier kehrt er des Abends ein, und sieht die Sonne untergehen im Meere. Er sieht Havre und die breite Seinemündung unter sich, der Besitz liegt ihm ruhig zu Füßen, und seine Hoffnung erscheint am Horizonte, das erwartete Schiff, was von Amerika kommt. Wie viel Harrende steigen auf die Côte von Ingouville hinauf, um weiter sehn zu können, als unten von der Jetée, von der Hafenspitze, die vom Meere gepeitscht wird.

Hier oben suchte ich mit einem Landsmanne, ach es war ein Flüchtling, einen jener normännischen

Baumgärten, wo man sich in die Heimath versetzt glauben kann, wo das Haus germanischen Stiles mitten unter Obstbäumen liegt, wo die Normannin saure Milch zu schätzen und zu bieten weiß, wie mitten in Sachsen. Wie gern täuscht sich ein Flüchtling in die Heimath zurück, wie sucht er die Höhen und Aussichten, auch wenn sie abwärts sehen von der Heimath, nach Westen hin, in's unabsehbare Weltmeer. Wunderlich, daß unter diesen armen Leuten kein Poet sich hervorthut! Ihr Athem selbst ist die Sehnsucht, der Schmerz ist ihr ewiger Gastfreund, die Geliebte, das Glück, jene Heimath, die das Alles ist, sie liegt nicht weit, und ist nicht zu erreichen, und der Regenbogen der Entfernung verschönert sie unaufhörlich!

Die Felsenküsten der Nordsee hatte ich umsonst gesucht bis jetzt, die holländische Küste vom Haag bis Ostende herauf zeigt nur Dünen, von der Normandie hatte man mir die schroffen Meerfelsen mit Sicherheit versprochen. Bei Havre zeigen sich steinige Hügel, aber das Gestein ist von jenem weißlichen Sande, dem man nicht die Felsenfestigkeit zutraut, es ist Gestein, was nicht den Eindruck zerschmetternd harter, schauerlicher, ewiger Felsen macht. Die Brandung und der Widerstand sehen nicht aus wie Pairs, wie

gleich-gewaltige Kräfte, man denkt an eine Schonung, an eine Friedensmilde von Seiten des Meeres. Und wenn der elementarische Eindruck durch Nüancen abgeschwächt wird zu einer scheinbaren Uebereinkunft, so verliert er seine poetische Macht.

Man wies mich weiter hinein in die obere Normandie, an das Gestade von Etretat, von Fécamp, von St. Valery. — Wir halten gern die Franzosen für abgefeimt der deutschen Ehrlichkeit gegenüber, für unzuverlässig, für unsolid, Treu und Glauben erwarten wir gar nicht, wir halten dies für ein deutsches Vorrecht. Dieses Grundwasser, unerläßlich für das Bestehen irgend einer Gesellschaft, es bewässert die französische Welt wie die unsrige, es trägt nur andere Farbe. Paris, wo das Leben ein ununterbrochener Krieg, hat Manchen verleitet, überall in Frankreich Raffinirtheit, Lug und Trug zu sehen. Selbst Paris ist tief unten ernährt von jenem Grundwasser der Ehrlichkeit, man findet im Innersten die bravste Welt, und muß sie nicht verantwortlich machen für das fliegende Kriegsheer der Straßen und Spelunken. Der französische Grundschlag ist viel gutmüthiger, als die scharfe Lebenssitte, die frivole Redegewohnheit ihn erscheinen läßt. Nirgends sieht man raschere Gaben für Bedürftigkeit, offenere Herzen für Mitleid als in den

Provinzen Frankreichs. Besonders im Süden wird viel gebettelt, aber auch unaufhörlich gespendet, und besonders von der Mittelklasse gespendet. Nicht wahr? bin ich in der Gaskogne wie im Dauphiné gefragt worden, die Deutschen sind bons enfans wie wir? Was liegt nicht Alles in der Frage! Wie viel Beschämendes für unsern Stolz der Ehrlichkeits-, der Gutmüthigkeits-Prärogative!

Die Eckensteher besonders in den französischen Städten, commissionaires genannt, sind nach deutschem Ausdrucke ein kreuzbraver Schlag. Von vornherein würde man es diesem luftigen Gewerbe am Wenigsten zutraun, aber sie sind in Paris so ehrlich wie im Havre, wie in Bordeaux, wie in Grenoble. Ich griff den ersten besten im Havre auf, um mir ein Cabriolet zur Reise in's Land aufzusuchen. Wir fanden erst eins, weit abgelegen vom Havre, in Ingouville. Aber der Besitzer des Gaul's hatte keinen Kutscher. Er kannte den Eckensteher gar nicht, er sah nur einen Augenblick von seiner Arbeit auf nach ihm hin, um ihn zu fragen, ob er das Land kenne, und vertraute ihm ohne ein weiteres Wort die Equipage. Sie rollte fort, er wußte von mir nichts, von dem verwegen ausschauenden Blousenkutscher nichts, aber er arbeitete ohne Arg weiter.

Der Weg ging über Berg und Thal, durch Buchenwälder, oder unter Obstbäumen dahin. Der Apfel, aus welchem sie den Cider pressen, ist der Liebling des Normannen. Aber ein verführerisches Getränk ist der normännische Cider nicht, sauer, wenn er rein, weichlich, wenn er mit Birnenmost vermischt ist. In Paris trinkt man ihn am Besten, wie Alles in Paris erst verfeinert wird. Das Land ist seit dem Sturze der Seigneurs in viel kleine Besitzthümer vertheilt, und erinnert dadurch oft an Altenburg. Dieser Revolutionsgang ist überall in Frankreich da am Konsequentesten durchgeführt, wo starke Völkerschaften die fruchtbarsten Grenzprovinzen bewohnen. Im schönen Dauphiné ist's desgleichen. Die Provinzen der Mitte und der Fläche haben noch reichlicher ihre großen Herrschaften. Jene Vertheilung des Eigenthums hat den imponirenden Mittelstand begabt, der die Diligencen dergestalt bevölkert, daß es uns Deutsche erstaunen macht, der die demokratische Gedankenwelt dergestalt stützt, daß eine Aenderung von dieser Seite ab wie unmöglich aussieht. Heinrich IV. siegte mit der kriegerischen Gentilhommerie, wie Napoleon mit dem kriegerischen Volke. Von jenem ist den Bourbons ein Seigneursinn geblieben, der sie in Frankreich vernichtet hat. Die Poesie, welche unsern Gewohnheiten nach damit

verbunden, kann sich auf diesem Wege für lange Zukunft hin nicht mehr aufbaun. Frankreich ist in diesem Punkte so gründlich prosaisch, wie jede von Grund aus neubegonnene und in's Breitere angelegte Welt. Die Höhenpunkte, welche den Reiz der Poesie bilden, sind anderswo zu suchen. Kein Mensch kann noch sagen, wo? Das thut die Geschichte selbst, indem sie abstrakte Ideen auf unerwartete Weise verkörpert.

Uebrigens ist es ein deutsches Vorurtheil, daß die großen Besitzthümer im demokratischen Frankreich fehlten. Das Land ist sehr groß und reich, sie sind viel zahlreicher und größer als bei uns, und man wird in Paris und in der Provinz in diesem Betrachte gar oft an Oesterreich erinnert, was im ganz entgegengesetzten Regierungsprinzipe die großen Besitzthümer erhalten hat. Oder meint man, daß im blitzenden Paris nur die Fremden große Hotels, Karossen und Dienerschaft hielten, und die tausend Magazine des theuren Luxus möglich machten? Sie sind nur eine Beisteuer, und die großen Städte der Provinz, die alten Hauptstädte kleiner Königreiche, die Bordeaux, Marseille, Lyon, sie kennen nicht einmal diese Beisteuer, und sind nicht weniger versehn mit Luxusläden und massenhaften Kaufhallen.

Ein reinliches Städtchen der Normandie nach dem

anderen blieb am Wege, das hügelige Land fiel zum letzten Male rasch hinunter nach dem Meere, und in steiniger Bucht lag Etretat vor uns, wo die See-Maler zahlreich einsprechen, die Schüler Gudin's und Poittevin's, wo die rothbemützten, starkgliedrigen Meerfischer der Normandie wohnen, die ruhigen Feinde des Hummer und des Türbot. Die Sonne neigte sich eben auf den Meeresspiegel, und sie kehrten heim von der Jagd, den Weibern Scherze zurufend, die ihrer am Gestade warteten. Es begann das tägliche Abendgeschäft: die Fische wurden in Körbe gepackt, auf Wagen geladen und mit Kourierpferden nach Paris geschickt, den nächsten Abend schon speis't man sie beim Pariser Restaurant.

Ja, das Gestein an der Brandung ist hier kühner und höher, es bildet manche seltsame Form, aber es ist von demselben groben Sandkorne, und der romantische Felseneindruck, der Eindruck ewiger Macht wohnt nicht darin. Ich bin später hinabgegangen am Ufer des Oceans bis in den spanischen Winkel, das Felsenufer unsrer Romane ist nicht zu finden. Oft versumpft die Küste ganz, und auch bei La Rochelle ist sie flach. Bei Biarritz vermißt man es nicht, weil die dunkle Färbung des Südens den Gedanken ablenkt vom Material. Erst unten im mittelländischen

Meere entdeckt man hie und da das lang gesuchte Felsengestade. Die Hesperiden, Majorka, Minorka und wie sie weiter heißen, wehren sich blauen Granites gegen das Meer, und nach der italienischen Seite hin strecken die Seealpen granitne Mauern, ächte ewige Mauern, der Brandung entgegen.

Aber man reitet übrigens gar anmuthig dahin auf der meist hohen Küste dieser oberen Normandie, durch Buchenwälder, über Wiesen, an baumreichen Ortschaften vorbei. Man hatte mich auf einen dieser normannischen Hengste gesetzt, die so glänzend von Haut, so stark von Gliedern und Knochen sind, alte Schlachtrosse und stattliche Massen auf den französischen Bildern. Die alte reine Raçe wird immer seltner, wenn auch ein ähnlicher Schlag alle Diligencen des nördlichen Frankreich versieht. Auf einem gleichen Gaule trabte der normannische Wegweiser hinter mir. Wir wollten Fécamp noch erreichen vor Ankunft des Postwagens; aber das war nicht leicht. Der Normand muß eine wunderbare Milz besitzen, um dem energischen Trabe seines Gauls sich hinzugeben. Der schlesische Ausdruck sagt: es fielen mir all meine Sünden ein auf diesem Ritterrosse. Und die Julinacht fiel schwarz herunter auf Meer und Küste; Gewitter donnerten von allen Seiten, die Blitze

erleuchteten Anfangs noch das Meer, was unter den Abhängen lärmte, dann wurden sie dick und blau und blendeten nur, dann prasselten Platzregen herab, der Gaul glitschte vom schmalen Wege, der Leuchtthurm von Fécamp erschien noch immer nicht, die Verständlichung mit dem alten Knappen und seinem Meerpatois war so schwer, und doch mußte die schmale Wegschlucht gefunden werden, welche von der hohen Côte hinabführt in den Hafenwinkel von Fécamp! —

Es giebt in Frankreich kein schrecklicher Wort, als das Wort des Kondukteurs „der Wagen ist voll!" Denn man beladet ihn bis an die Wolken, aber man kennt den lieblichen Ausdruck Deutschlands, den Ausdruck „Beichaise" nirgends, der Harrende muß harren, ob der nächste Kondukteur dasselbe Donnerwort herabruft. Schrecklich ist indessen jenes Wort nur für den Fremden, der Franzose sagt „diable" und bescheidet sich, er schlägt die Zeit auffallend niedrig an. Die Gasthof-Preise sind überall gleich in Frankreich, sie sind beinahe fest, werden in zwei Worten ausbedungen, und schwanken nur um einige Sou's auf und nieder. Frankreich ist das Land der Gleichheit. Darin sieht also der Franzose keinen Unterschied, ob er hier, oder dort bleibe, und den Zeitverlust achtet

er nicht in der Provinz. Selbst in Paris, wo die Zeit so theuer, zeigt man sich nie beeilt, zeigt immer Muße, jene gleichgültige, für den Deutschen langweilige Conversation zu machen. Und diese Franzosen, denen die Zeit so wenig, sie hoffen jemals den zeitkargen, präcisen Engländer im Geschäft einzuholen? Diesen ewig gehaßten, stummen Rival? Eben so wenig wird aber auch diesen zeitlosen Franzosen der Sinn für gewisse Größe und Schönheit entweichen, für Dinge, die außer den Fragen der Nützlichkeit und der Stunde ruhn; sie werden ihrem Naturel nach immer über den Grundsätzen stehn, die sie aussprechen, sie werden immer genialer sein und liebenswürdiger als ihre Journale.

Nach Dieppe hinab breitet sich das Land mehr in Getraidefelder, und rafft sich erst wieder zu malerischer Begrenzung in dem Thale von Dieppe selbst. Diese normännischen Seestädte stehn alle am Ausgange einer Thalschlucht, in welcher zumeist ein Flüßchen daher geeilt kommt nach der See. Von Arques kommt es hier herunter, dem Orte wo Heinrich IV., eine Stunde von Dieppe, seine erste Schlacht gewann. Dieppe ist gar hübsch, besonders so lange man Boulogne, die Königin dieser Nordseebäder, noch nicht ge=

sehen hat, die einzige Stadt, welche die Engländer immer noch besitzen in Frankreich. Dieppe hat eine so saubere Einheit an der Meerfläche hin, vor der es in aller Breite, ganz übersehbar zurücktritt, es hat diese saubere Einheit in den gleichmäßig hübschen, bürgerlich hübschen Häusern, deren Gleichmäßigkeit von einem englischen Bombardement stammt. Ferner drängen sich die benachbarten Küsten nirgends vor, der Meerblick ist frei und unbeschränkt, und rückwärts von den Schluchthöhen sieht man tief in das baumgrüne Thal des Flüßchens hinein. Links am Ausgange des Thals und Dieppes sieht schwarz und barock verdrießlich ein altes Schloß auf's Meer, und rechts auf dem höheren Vorgebirge liegt eben so verdrießlich eine Kanone, offenbar mehr zur Ruhebank denn zum Schießen bestimmt. Dieppe hat überall so etwas vom haut gout angegangenen Wildfleisches, was für den Gourmand von Städten anlockend ist. Einst eine stolzeste Seestadt, deren Flagge vor Gama noch die Fahrt um Afrika suchte, deren Schiffer Quebek bauten, ist es durch den Havre jetzt erdrückt, und durch das epidemische Uebel der französischen Westküste auf das Krankenbette gestreckt. Das Meer nämlich liebt Frankreich nicht, und versandet ihm die Küsten, die Häfen, die Flüsse. Dieppe ist davon schwer heim-

gesucht, und der breite Seineausfluß zwischen Harfleur und Honfleur leidet eben davon empfindlich.

Dann ist die Herzogin von Berry vertrieben, die für Dieppe's Saison mit großer Vorliebe sorgte — all das hängt eine romantisch traurige Stimmung über Dieppe, und man ist ganz passend gestimmt, einen der Coucou's zu besteigen, und über die getraidebedeckten Plateau's nach dem Städtchen Eu zu fahren, bei welchem das uralte Normannenschloß Eu gelegen ist. Hier ist die Normandie im Norden zu Ende, jenseits des Flüßchens Bresle, was Eu bewässert, streckt sich die ebenere Picardie hinab über Abbeville und Boulogne, über Amiens und Peronne und St. Quentin hinüber gen Laon und Rethel. Noch hinter ihr liegen nördlich die kleinen Grenzprovinzen, der Kriegesmantel zwischen Frankreich und dem Niederlande, der so spät völlig an Frankreich kam, Artois mit Robespierre's Vaterstadt Arras, und Hainault, das französische Flandern mit Cambray und Lille, Waizenfelder so weit das Auge reicht, und so weit es nicht von Festungen unterbrochen wird.

Umsonst sucht man in der Nähe des Städtchens ein Felsen- oder Bergschloß Eu. Bescheiden im Bresle-Thale, in einem weichen Wiesengrunde liegt Château

d'Eu, durch einen Park wunderschöner Bäume gedeckt gegen den Meerwind. Von rothen Steinen im italienischen Geschmacke erbaut, nicht hoch sondern weich und überall jetzt fertig und wohnlich gemacht, gleicht es mehr einer stolzen Villa als einem alten Normannenschlosse. Von den Zimmern des ersten Stockes und freier noch von der Terasse des Daches sieht man hinter dem Baumparke das Wiesenthal der Bresle eine halbe Stunde lang sich hinabschlängeln an's Meer bis zu dem uralten Hafenorte Tréport. Dort endigt das Land und zwischen zwei weichen Vorgebirgen dehnt sich eingerahmt über Tréport das Meer.

Das alte zerstörte Schloß Eu, von den alten Chroniken Ou genannt und abseits gelegen ist überbaut. Rollo selbst hatte es gegründet, es war in der wilden Kriegeszeit oft zerstört und wieder aufgebaut worden, es war an die Lusignan, an den schönen Fabliau-Namen gelangt, der die Zeiten der lateinischen Kaiserkrone zurückruft, es war in den Besitz der Brienne, der Artois, der St. Pol gekommen, und unter einem St. Pol ging es als altes Normannenschloß für immer zu Grunde. Dem erbarmungslosen elften Louis ward St. Pol der Treulosigkeit verdächtig, und er ließ Stadt und Schloß in Flammen werfen

am 18. Juli 1475. Die Grafen von Clèves und Nevers bauten es unter König Franz in neuem, friedlicherem Stile auf. Eine Catherine de Clèves war's, die der sterbende Gemahl an's Bett rief, und zu der er folgende Worte sprach: „Du bist jung und schön, Du sollst wieder heurathen. Ich lasse Dir die Wahl unter allen Partieen des Reichs, nur einen einzigen Mann nehm' ich aus, es ist der einzige, den ich von Herzen hasse, ihn als Herrn auf meinen Gütern zu sehn würde mich im Grabe schmerzen, dieser einzige ist der Herzog von Guise."

Und Catharina von Clèves war's, die den eigensinnigen Frauencharakteren des Theaters so schreiend Recht gab, von allen Partieen des Reichs erwählte sie den Herzog von Guise. Ach, seufzten die Damen jener Zeit, er ist unwiderstehlich! Und sie heurathete ihn, obwohl Guise eine andere liebte, die Margarethe von Valois, die Schwester Karl's des Neunten. Der König haßte diese Neigung, weil er die Guisen haßte, er gebot seiner Schwester, den Bearner Heinrich zu heirathen. Sie sträubte sich. Da gebot er Latour Gondy, folgenden Tages auf der Jagd den Guise zu ermorden. Guise erfuhr's am Abende, und erzählte es seiner Mutter. Was ist zu thun? — Du mußt noch diese Nacht Dich verheurathen, erwi=

derte sie, ich werde Dir sogleich eine Frau suchen. — Und sie ging zu Catharinen, und Catharina sagte nicht Nein, und in derselben Nacht, innerhalb vier Stunden war sie Witwe, Braut, Frau und hoffnungsvolle Mutter.

So kam Schloß Eu an die Guisen, an das große Geschlecht, welches die kleinen Valois in Schatten und Noth stellte, welches mit Catharina von Medicis sich in die Geschichte Frankreichs theilt seit dem Tode des Königs Franz.

Nach deren Sturze kam es an den Herzog von Maine und dann an das Haus Orleans, dessen heutiges Haupt es vollkommen hergestellt und zu einem reizenden Wohnhause gemacht hat. Es trägt jetzt den Stempel einfacher, behaglicher Bürgerlichkeit, aber dieser Stempel ruht auf Frankreichs großer Personengeschichte. Schloß Eu ist die Portraitgallerie aller merkwürdigen Menschen, die Frankreich beherrscht, geziert oder befleckt haben. Diana von Poitiers tritt von der Wand herab, Catharina von Medicis, in voller, starker Lebensgröße stellt ein ganzes Zimmer in Schatten, und die Guisen, dies Titanengeschlecht Lothringens, bevölkern allein den großen Saal des Schlosses, genannt der Guisensaal.

Unter den hundertjährigen Bäumen des Parks, von dessen Abhange der Blick so sanft hinabgleitet nach Tréport und dem Meere, unter diesen Platanen und bemoosten Buchen haben sie mit den Ligueurs gesessen und ihre hochverrätherischen Pläne geschmiedet.

20.

Der Sohn Königs Franz, Heinrich der Zweite, war nicht groß genug die neuangelegte Staatswelt selbständig weiter zu baun, und nicht klein genug, sie liegen zu lassen. Er trat in die Gleise des Vaters, ohne vom Zauber einer neuen Macht und Persönlichkeit unterstützt zu sein; so erbte er alle schwere Konsequenz und gewann selten einen Vortheil neuer Herrsch-Erfindung. Der nothwendige Krieg gegen die spanische Macht, der seine ganze Regierung erfüllte, und der ganz wie das Geschick seines Vaters glücklich begann, schlug wie Sündfluth über ihm und Frankreich zusammen. Die wilden Niederlagen von St. Quentin und Gravelingen rissen den Schimmer eines neuen Genius vom Haupte der Valois, die Mächtigen der Nation sahen und zeigten, daß sie nicht überflüssig, daß sie nöthig seien, daß ein despotisches Königshaus nicht ausreiche zum Schutze Frankreichs. So kam die Vorstellung und Idee der Macht wieder an die

Gentilhommes, und die Parteien, welche immer bestehn, fanden ihre Häupter. Der Gedanke eines absoluten Königthums ging damit nicht unter, aber er ward aus den Händen der Valois gerissen, die Prätendenten der Krone, die Guisen, trugen ihn eben so verwegen im Sinne, und um an die Reihe zu kommen setzten sie alle die Hebel in Bewegung, durch welche die französische Revolution bis in's Detail vorgebildet worden ist. Diese Revolution, von den mächtigen Herrschern Henri IV., Richélieu, Louis XIV. niedergehalten und dadurch ausgebildet, ist keineswegs ein Meteor, urplötzlich vom Himmel gestürzt, sondern sie ist ein ganz organisches Ergebniß der modernen Geschichte Frankreichs. Die Liguenzeit unter den kleinen Valois ist ihr vollständiges Vorspiel, ihr so treues Spiegelbild, daß man sie 1789 mit Veränderung der Stichworte kopirt zu sehen glaubt; ja nicht nur der Geist und Scherz, nicht nur das Hilfsmittel und Werkzeug wiederholt sich wörtlich, sondern der ganze Franzos ist ganz derselbe als Ligueur wie als Jakobiner. So wird das absolute Königthum Frankreichs eine unverkennbare Tragödie der letzten Jahrhunderte: die Bewegung und Verwirrung tritt mit den Söhnen Heinrichs II. ein, unter Heinrich IV. sammelt sich das Kunstwerk zum ersten Male in eine vorübergehende,

wohlthuende Ordnung, unter Richelieu wird die Verwickelung von Neuem aufgenommen, unter Ludwig XIV. ist die volle Höhe des Stücks gewonnen, und nur jene wunderbar tragischen Schauer gehn durch die Lüfte, daß dieser blendende Sonnentag die fürchterlichsten Wetter zusammensauge, der Abend Ludwigs ist schon von allgemeinem Wetterleuchten erfüllt, die Wetter bleiben stehn unter dem Nachfolger, die menschliche Schwäche, besonders nöthig erachtet für den vierten Akt, wird aller Zuschauerwelt unverkennbar, und ein gutmüthiger Mann, ein unbefleckter, Ludwig XVI. übernimmt die todesreife Rolle für den Akt der Katastrophe, als ob die griechische Vorstellung ganz erfüllt werden sollte, daß das Opfer zu seinem Falle gereinigt und geschmückt sein müsse.

Heinrichs II. Regierung ist ganz unscheinbar die erste Expositionsscene davon. Die ersten Linien ziehen, die Personen und Verhältnisse gruppiren sich. Der Krieg gegen Spanien war unerläßlich, es umklafterte Frankreich wie ein Riese. Denn Spanien selbst war nur der Kopf dieser spanischen Macht: es beherrschte das Mittelmeer, es herrschte in Neapel und in Mailand, es besaß die Pässe des Veltlin, es hatte Piemont und Savoien unter seinem Willen, es war einflußreich

in der Provence, die so lange dem Guisenhause gehorcht, dem intimen Freunde Spaniens, es besaß die Franche Comté noch ganz zu eigen, und reichte so unmittelbar den Guisen in Lothringen die Hand, es saß auf dem deutschen Kaiserthrone, es schloß den ehernen Kreis mit den flandrischen Provinzen, und schickte von dort, um auch das Meer auszufüllen seine Galeeren von Vließingen nach der baskischen Küste hin und her. Als Philipp II., der schrecklichste Nivelleur, noch obenein Maria die Königin von England heurathete, da sah Frankreich wie erwürgt aus. Wie jauchzten die Seigneurs, denen Gefahr Vergnügen, Krieg Leben war, welche Raum brauchten, die Kriegsschaar um sich zu sammeln, Ruhm und Ansehn und Parteisinn zu erwerben. Guise flog von einem Ende des Reichs zum anderen, und überall fehlte der Sieg, wo er nicht war, und überall kam der Sieg, wo seine rothe Hutfeder wehte. Calais erschien seit Jahrhunderten wie unnehmbar englisch Eigenthum, Guise stürzte darauf und nahm es in acht Tagen. Von dem Augenblicke war er der Gott Frankreichs, und leise schon erhoben sich die Gesänge, die unter den folgenden Valois so furchtbar anschwollen: Saul hat tausend erschlagen, David aber zehntausend. Und an den Hohenpriestern Samuel gegen die Saul-Valois

fehlte es bald nicht mehr, die Lotharingier hießen lauter und lauter die Pfeiler der Kirche.

Um den großen Wurf Guise's mit Calais zu würdigen, muß man die tiefe Abneigung des Franzosen gegen den Engländer verstehn. Sie ist nicht blos eine politische, sie ist eine persönliche. War ihnen der Spaniol nicht damals viel furchtbarer? Jene röthlich schimmernden Konturen des Engländers, jener hochblonde Schein des Haares, des Sommersprossen-Teints, der Nasenspitze, der lichten Augenwimper und Brauen, jene Ungeschicktheit der Bewegungen, jene langen Bewegungen mit Arm und Bein, jenes erfrorene Schweigen des Antlitzes, jene Geduld und kaltblütige Ruhe, das Alles ist ein so persönlicher Gegensatz des Franzosen, daß es ihm ohne irgend einen Gedanken an Politik das Herz in Grimm bewegt. Ein Franzose kann die Vortheile der Allianz mit England über Alles hoch schätzen, und sein tiefer Widerwille gegen den Engländer bleibt derselbe. Ich erinnere mich, daß ein solcher zu meinem Erschrecken nach ruhigstem Politisiren in die Worte ausbrach: Diese Leute haben mir mein Lebtage nichts gethan, aber wenn sie alle der Teufel holt, so soll's mich herzlich freun.

Sind wir in Ausgleichung der Antipathieen nicht

weiter, wie mußte Guise mit dem Sturme von Calais auf ein Frankreich wirken, welches sich allseitig zurechtlegte für entschiedenen Haß und entschiedene Vorliebe!

Heinrich II. mochte sich in seiner nicht genialen Fähigkeit wenden, wohin er wollte mit Maaßregeln, sein Schicksal war's, die vorbereitete Kampfeswelt zu befördern. Der Rath gegen die Guisen, den König Franz ihm auf dem Sterbebette ertheilt, konnte ihm nichts helfen, wie sehr er dessen fortwährend eingedenk war, wie finster er drein sah, wenn Guise vollen Glanzes immer nur mit drei bis vierhundert Edelleuten in's Palais des Tournelles oder in's Louvre eintritt. Gewaltigen Menschen und großen Ideen läßt sich nicht ausweichen; hat man nicht Genie, sie zu überbieten, so wird man ihnen unterthan über Kurz oder Lang trotz aller Klugheit. So nahm sich Heinrich, der sonst mit dem Pabste bündig genug verfuhr, der Kirche königlich an, und gab despotisch und rund zum ersten Mal Edikte gegen den Protestantismus. Er blieb nicht mehr stehn bei vereinzelten Scheiterhaufen wie bisher, nicht mehr bei Edikten des Parlaments, er befahl selbst, er kam also den Guisen in einem katholischen Nachdrucke zuvor. Was half's? Es riß die Parteien nur um so schneller zu fester

Gestalt auseinander, das Chaos der Feindschaft klärte sich, und die Schlacht konnte nun offen vor sich gehn. Die Bourbons, und unter ihnen Louis Condé, ein protestantischer Guise, traten zurück als entschieden protestantische Partei. Das Hugenottenthum hatte nun einen Mittelpunkt, und sammelte sich darum von allen Seiten des Königreichs. Die Preislieder auf Guise hörten nicht auf, und es entstanden neue auf den kleinen, aber breitschultrigen, wild-tapferen und lebendigen Condé. Die Hugenotten sangen von ihm:

Ce petit homme tant joli
Toujours cause et toujours rit,
Et toujours baise sa mignonne,
Dieu garde de mal le petit homme!

Mitten zwischen solchem Gegensatze rüttelte sich das alte Haus der Montmorency in Parteilosigkeit fest, eine Stellung einnehmend, die dem Königthume gebührt hätte. Erst später entschied sich der Connetable für die katholische Seite, und ein unerbittlich ernster Mann ließ er hängen und spießen, und sprach gelassen sein Paternoster dazu. Hütet Euch vor Montmorency's Paternostern! wurde ein Sprichwort.

Eins nur konnte Heinrich, er konnte den Ausbruch niederhalten, so lang er lebte, und die gen Pa-

ris vordringenden Spanier halfen ihm noch alle Landeskraft vereinigen. Er hatte noch die Macht, den Cambresischen Frieden zu schließen, der Frankreich tief niederdrückte, ihn zu schließen, ohne daß eine Partei ihn offen deshalb zu beschimpfen wagte. Aber er konnte nicht hindern, daß Guise, schon genannt der große Capitain, ihm in's Angesicht die Bemerkung warf: Besäß ich nur noch das kleinste Nest des Königreichs, ich unterschriebe solchen Frieden nicht!

Am Hofe selbst war ein tief gespaltenes Leben, was er mit Anstrengung zusammenhalten mußte. Catharina von Medicis, die Königin, hatte 26 Jahre neben ihm gelebt und ihm 10 Kinder geboren, darunter 5 Söhne. Vier Söhne wuchsen gesund auf, und die Dauer des Königshauses schien über allen Zweifel erhaben, Niemand ahnte, daß binnen dreißig Jahren drei regiert haben, alle vier gestorben sein würden, daß binnen dreißig Jahren das Haus Königs Franz keinen männlichen Erben mehr haben könnte! Wie fruchtbar diese Ehe zwischen Heinrich und Katharina, so innerlich vergiftet war sie doch gewesen durch Heinrichs Leidenschaft für Diana. Er erhob sie zur Herzogin von Valentinois, er verweigerte ihr keine Einmischung, kein Parteimachen, er gab ihr Recht in den Hofstreitigkeiten, in den Zänkereien des

Hauses, sie war die Königin durch Liebe. In der Touraine ist ein interessantes Monument dieser Neigung übrig, und zwar theilweise noch eben so übrig, wie es Heinrich und Diana nach der letzten Nacht verlassen haben. Dies ist Schloß Chenonceau, einige Stunden südlich von Amboise im lieblichen Thale des Cher, über den Cher selbst gespannt wie eine Brücke, ein Brückenschloß oder eine Schloßbrücke. Die Liebhaber jenes Renaissance-Geschmackes können hier alle Haus- und Zimmer-Einrichtung der Renaissance im Detail betrachten, sie ist unberührt, der jetzige Besitzer hat sich in den Uferflügel des Schlosses zurückgezogen, und jedem Fremden steht diese Favoritwohnung zur Ansicht offen. Chenonceau liegt nur einige Meilen westlich entfernt von Chambord, südlich von der Loire, aber die einförmige Sologne ist hier ersetzt durch den reichsten Typus der Touraine. Von Amboise an der Loire aufwärts steigt der Weg in die Waldberge des Amboiser Königsforstes, und rollt dann sanft hinab in das breite, üppige Becken des Cher-Landes, das Herz der Touraine. Wiesen wie von grünem Sammt, von Eseln und Pferden beweidet, Acker schwarz und klar, ein Ideal des Oekonomen, Ortschaften weiß und rein, Weinberge voll und gesegnet, Bäume schlank und reich, Menschen sanft und fröhlich, umgeben den

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

von da an leitet sie 28 Jahre die innersten Fäden französischer Welt. Nur möge man nie vergessen, daß ihre Söhne launische, reizbare Menschen waren, Karl IX. besonders von jäher Heftigkeit. Wo also Gewaltsames und Wildes erscheint im Laufe dieser Dinge, da darf man immer voraussetzen, es geschah gegen Catharinens Willen, der nirgends gewaltsame Maaßregeln wählen mochte. Sie wird deshalb nicht von schweren Vorwürfen freizusprechen sein, auch die wildeste Parteigeschichte ist nie ganz ohne den Takt der Wahrheit, und sie hat gewiß nicht in Allem übertrieben, was sie Catharinen zur Last legt. Catharina ist allerdings, wie jede unter Gegensätzen vermittelnde Person, der Geschichte in Haß bezeichnet worden vom Katholiken wie vom Protestanten; aber ihre Aufgabe war so schwer, ihre Neigungen waren so stark, daß ihr auch vieles Ueble nicht aus bloßem Hasse nachgesagt werden konnte. So wenig sie indessen fleckenlos, so wenig war sie ein Teufel, sie war ein höchst merkwürdiges, höchst begabtes Weib; ein Weib im Kleinen und im Großen, geschickt und klug und doch innerlichst machtlos.

Es geschah an einem warmen Sommertage, am 10. Juli 1559, daß ein wunderlich Schicksal auf einmal den langen Streit entschied zwischen ihr und

Diana. Die Place royale war mit Schranken und Teppichen geschmückt, der König hielt ein groß Turnier, und schon war ein Tag im Waffenspiele bunt und schimmernd und gefährlich verbracht worden. Da rief der König einen Herrn Montgommery auf, eine Lanze mit ihm zu brechen. Es war derselbe, den man in Paris haßte, der im Auftrage des Königs das Parlament gedemüthigt hatte. Er schien eine Ahnung des Verderbens zu haben, was in seiner Hand ruhte, er zögerte — aber Heinrich befahl ungestüm, Montgommery ritt ein, und sie trafen im starken Pferdeslaufe so heftig an einander, daß die Lanzen bis an's Heft zersplitterten. Ein Splitter flog dem Könige in's Auge, das Blut stürzte wie ein Strom hervor, die Verwundung war tief in den Kopf gedrungen, der Tod endigte bald den entsetzlichen Schmerz.

Dahin sind auf lange Zeit Friede und Lust, dahin die heitere Seite Marot's, die Jagdgesänge, die er jedem einzeln gemacht hatte, wenn der Trupp zu Walde zog! „Ainsi qu'on ouyt le cerf bruire“ hatte Heinrich gesungen, „Du fond de ma pensée“ Diana am anderen Waldwege. Vorüber die Zeit, wo man

so reichlich altfranzösische Heldenmährchen druckte, die Geschichte vom König Karl und dessen Paladinen. Marot's Psalmen stiegen jetzt auch am Tage aus den Wäldern auf, ernst und traurig wie Geißelgesang. Die Protestanten erhoben sich zum ersten Male als Parteimacht, die Parteihäupter erschienen im Felde, der Bürgerkrieg klopfte an's Thor des jungen Königs, der neben der jungen schönen Königin saß. Sie waren beide so jung, kaum über sechzehn Jahre, Franz und die Nichte der Guisen, Maria Stuart! Und ihre Lust dauerte so kurze Zeit, das erste Blut war ein Fluch auf sie gesprützt worden, der sich schrecklich erfüllte. Zu Amboise an der Loire saßen sie, auf dem hohen Schlosse, von wo man hinabsieht bis zu den Thürmen von Tours, und dahin richteten die Hugenotten ihren ersten Streich, sie wollten die jungen Königsleute gefangen nehmen. Aber die neuen Herren des Reichs, die Guisen, wußten davon, sie überfielen die Hugenotten auf dem Wege und massakrirten sie. Nur einige wurden für Amboise aufgespart zum Todesschauspiele für den Hof. Der König, Maria Stuart, der große Capitain und der Kanzler Olivier saßen vorn in erster Reihe, und sahen die Köpfe fallen. Da tauchten diejenigen Hugenotten, an welche nun die Reihe kam, ihre Hände

in das vergossene Blut, hielten sie jener ersten Zuschauerreihe vor Augen, sahen gen Himmel, und beschworen den Fluch Gottes herab. Franz starb im zweiten Jahre seiner Regierung plötzlich an einem Kopfgeschwür, das Schicksal seiner Witwe kennen wir alle, der große Guise fiel unter Meuchelmord! Olivier starb an Gewissensbissen, denn er war im Herzen Hugenot gewesen.

Catharina, unter Franz durch die Guisen zurückgedrängt, führte jetzt ihren zehnjährigen Karl — 1560 — eigenhändig zum Throne, hörte die Schmeicheleien aller Partei, die man ihr der Regentin brachte, höflich an, erwiderte sie, und sann doch auf nichts, als diese Herren des Throns gleichmäßig vom Throne abzudrängen. Das konnte nur gelingen, wenn Friede erhalten und der große Religionszwiespalt in einer Vereinigung geschlichtet würde. Daher ihre immer neuen Vermittelungsvorschläge, ihre Versammlungen aller Partei, ihre stets zuvorkommenden Friedensschlüsse. Denn wenn der Krieg rasselte, da galten die Männer von Eisen, und die weibliche Regentin war unmächtig, und wenn eine Partei ganz vernichtet wurde, so nahm die siegende den Thron ein. Nur ein Königsheld konnte anders verfahren, die Mutter eines zehnjährigen Königs mußte durch

gesucht, und der breite Seineausfluß zwischen Harfleur und Honfleur leidet eben davon empfindlich.

Dann ist die Herzogin von Berry vertrieben, die für Dieppe's Saison mit großer Vorliebe sorgte — all das hängt eine romantisch traurige Stimmung über Dieppe, und man ist ganz passend gestimmt, einen der Coucou's zu besteigen, und über die getraidebedeckten Plateau's nach dem Städtchen Eu zu fahren, bei welchem das uralte Normannenschloß Eu gelegen ist. Hier ist die Normandie im Norden zu Ende, jenseits des Flüßchens Bresle, was Eu bewässert, streckt sich die ebenere Picardie hinab über Abbeville und Boulogne, über Amiens und Peronne und St. Quentin hinüber gen Laon und Rethel. Noch hinter ihr liegen nördlich die kleinen Grenzprovinzen, der Kriegesmantel zwischen Frankreich und dem Niederlande, der so spät völlig an Frankreich kam, Artois mit Robespierre's Vaterstadt Arras, und Hainault, das französische Flandern mit Cambray und Lille, Waizenfelder so weit das Auge reicht, und so weit es nicht von Festungen unterbrochen wird.

Umsonst sucht man in der Nähe des Städtchens ein Felsen- oder Bergschloß Eu. Bescheiden im Bresle-Thale, in einem weichen Wiesengrunde liegt Château

d'Eu, durch einen Park wunderschöner Bäume gedeckt gegen den Meerwind. Von rothen Steinen im italienischen Geschmacke erbaut, nicht hoch sondern weich und überall jetzt fertig und wohnlich gemacht, gleicht es mehr einer stolzen Villa als einem alten Normannenschlosse. Von den Zimmern des ersten Stockes und freier noch von der Terasse des Daches sieht man hinter dem Baumparke das Wiesenthal der Bresle eine halbe Stunde lang sich hinabschlängeln an's Meer bis zu dem uralten Hafenorte Tréport. Dort endigt das Land und zwischen zwei weichen Vorgebirgen dehnt sich eingerahmt über Tréport das Meer.

Das alte zerstörte Schloß Eu, von den alten Chroniken Ou genannt und abseits gelegen ist überbaut. Rollo selbst hatte es gegründet, es war in der wilden Kriegeszeit oft zerstört und wieder aufgebaut worden, es war an die Lusignan, an den schönen Fabliau-Namen gelangt, der die Zeiten der lateinischen Kaiserkrone zurückruft, es war in den Besitz der Brienne, der Artois, der St. Pol gekommen, und unter einem St. Pol ging es als altes Normannenschloß für immer zu Grunde. Dem erbarmungslosen elften Louis ward St. Pol der Treulosigkeit verdächtig, und er ließ Stadt und Schloß in Flammen werfen

am 18. Juli 1475. Die Grafen von Clèves und Nevers bauten es unter König Franz in neuem, friedlicherem Stile auf. Eine Catherine de Clèves war's, die der sterbende Gemahl an's Bett rief, und zu der er folgende Worte sprach: „Du bist jung und schön, Du sollst wieder heurathen. Ich lasse Dir die Wahl unter allen Partieen des Reichs, nur einen einzigen Mann nehm' ich aus, es ist der einzige, den ich von Herzen hasse, ihn als Herrn auf meinen Gütern zu sehn würde mich im Grabe schmerzen, dieser einzige ist der Herzog von Guise."

Und Catharina von Clèves war's, die den eigensinnigen Frauencharakteren des Theaters so schreiend Recht gab, von allen Partieen des Reichs erwählte sie den Herzog von Guise. Ach, seufzten die Damen jener Zeit, er ist unwiderstehlich! Und sie heurathete ihn, obwohl Guise eine andere liebte, die Margarethe von Valois, die Schwester Karl's des Neunten. Der König haßte diese Neigung, weil er die Guisen haßte, er gebot seiner Schwester, den Bearner Heinrich zu heirathen. Sie sträubte sich. Da gebot er Latour Gondy, folgenden Tages auf der Jagd den Guise zu ermorden. Guise erfuhr's am Abende, und erzählte es seiner Mutter. Was ist zu thun? — Du mußt noch diese Nacht Dich verheurathen, erwi-

derte sie, ich werde Dir sogleich eine Frau suchen. — Und sie ging zu Catharinen, und Catharina sagte nicht Nein, und in derselben Nacht, innerhalb vier Stunden war sie Witwe, Braut, Frau und hoffnungsvolle Mutter.

So kam Schloß Eu an die Guisen, an das große Geschlecht, welches die kleinen Valois in Schatten und Noth stellte, welches mit Catharina von Medicis sich in die Geschichte Frankreichs theilt seit dem Tode des Königs Franz.

Nach deren Sturze kam es an den Herzog von Maine und dann an das Haus Orleans, dessen heutiges Haupt es vollkommen hergestellt und zu einem reizenden Wohnhause gemacht hat. Es trägt jetzt den Stempel einfacher, behaglicher Bürgerlichkeit, aber dieser Stempel ruht auf Frankreichs großer Personengeschichte. Schloß Eu ist die Portraitgallerie aller merkwürdigen Menschen, die Frankreich beherrscht, geziert oder befleckt haben. Diana von Poitiers tritt von der Wand herab, Catharina von Medicis, in voller, starker Lebensgröße stellt ein ganzes Zimmer in Schatten, und die Guisen, dies Titanengeschlecht Lothringens, bevölkern allein den großen Saal des Schlosses, genannt der Guisensaal.

Unter den hundertjährigen Bäumen des Parks, von dessen Abhange der Blick so sanft hinabgleitet nach Tréport und dem Meere, unter diesen Platanen und bemoosten Buchen haben sie mit den Ligueurs gesessen und ihre hochverrätherischen Pläne geschmiedet.

20.

Der Sohn Königs Franz, Heinrich der Zweite, war nicht groß genug die neuangelegte Staatswelt selbständig weiter zu baun, und nicht klein genug, sie liegen zu lassen. Er trat in die Gleise des Vaters, ohne vom Zauber einer neuen Macht und Persönlichkeit unterstützt zu sein; so erbte er alle schwere Konsequenz und gewann selten einen Vortheil neuer Herrsch-Erfindung. Der nothwendige Krieg gegen die spanische Macht, der seine ganze Regierung erfüllte, und der ganz wie das Geschick seines Vaters glücklich begann, schlug wie Sündfluth über ihm und Frankreich zusammen. Die wilden Niederlagen von St. Quentin und Gravelingen rissen den Schimmer eines neuen Genius vom Haupte der Valois, die Mächtigen der Nation sahen und zeigten, daß sie nicht überflüssig, daß sie nöthig seien, daß ein despotisches Königshaus nicht ausreiche zum Schutze Frankreichs. So kam die Vorstellung und Idee der Macht wieder an die

Gentilhommes, und die Parteien, welche immer bestehn, fanden ihre Häupter. Der Gedanke eines absoluten Königthums ging damit nicht unter, aber er ward aus den Händen der Valois gerissen, die Prätendenten der Krone, die Guisen, trugen ihn eben so verwegen im Sinne, und um an die Reihe zu kommen setzten sie alle die Hebel in Bewegung, durch welche die französische Revolution bis in's Detail vorgebildet worden ist. Diese Revolution, von den mächtigen Herrschern Henri IV., Richélieu, Louis XIV. niedergehalten und dadurch ausgebildet, ist keineswegs ein Meteor, urplötzlich vom Himmel gestürzt, sondern sie ist ein ganz organisches Ergebniß der modernen Geschichte Frankreichs. Die Liguenzeit unter den kleinen Valois ist ihr vollständiges Vorspiel, ihr so treues Spiegelbild, daß man sie 1789 mit Veränderung der Stichworte kopirt zu sehen glaubt; ja nicht nur der Geist und Scherz, nicht nur das Hilfsmittel und Werkzeug wiederholt sich wörtlich, sondern der ganze Franzos ist ganz derselbe als Ligueur wie als Jakobiner. So wird das absolute Königthum Frankreichs eine unverkennbare Tragödie der letzten Jahrhunderte: die Bewegung und Verwirrung tritt mit den Söhnen Heinrichs II. ein, unter Heinrich IV. sammelt sich das Kunstwerk zum ersten Male in eine vorübergehende,

wohlthuende Ordnung, unter Richelieu wird die Verwickelung von Neuem aufgenommen, unter Ludwig XIV. ist die volle Höhe des Stücks gewonnen, und nur jene wunderbar tragischen Schauer gehn durch die Lüfte, daß dieser blendende Sonnentag die fürchterlichsten Wetter zusammensauge, der Abend Ludwigs ist schon von allgemeinem Wetterleuchten erfüllt, die Wetter bleiben stehn unter dem Nachfolger, die menschliche Schwäche, besonders nöthig erachtet für den vierten Akt, wird aller Zuschauerwelt unverkennbar, und ein gutmüthiger Mann, ein unbefleckter, Ludwig XVI. übernimmt die todesreife Rolle für den Akt der Katastrophe, als ob die griechische Vorstellung ganz erfüllt werden sollte, daß das Opfer zu seinem Falle gereinigt und geschmückt sein müsse.

Heinrichs II. Regierung ist ganz unscheinbar die erste Expositionsscene davon. Die ersten Linien ziehen, die Personen und Verhältnisse gruppiren sich. Der Krieg gegen Spanien war unerläßlich, es umklafterte Frankreich wie ein Riese. Denn Spanien selbst war nur der Kopf dieser spanischen Macht: es beherrschte das Mittelmeer, es herrschte in Neapel und in Mailand, es besaß die Pässe des Veltlin, es hatte Piemont und Savoien unter seinem Willen, es war einflußreich

in der Provence, die so lange dem Guisenhause gehorcht, dem intimen Freunde Spaniens, es besaß die Franche Comté noch ganz zu eigen, und reichte so unmittelbar den Guisen in Lothringen die Hand, es saß auf dem deutschen Kaiserthrone, es schloß den ehernen Kreis mit den flandrischen Provinzen, und schickte von dort, um auch das Meer auszufüllen seine Galeeren von Vließingen nach der baskischen Küste hin und her. Als Philipp II., der schrecklichste Nivelleur, noch obenein Maria die Königin von England heurathete, da sah Frankreich wie erwürgt aus. Wie jauchzten die Seigneurs, denen Gefahr Vergnügen, Krieg Leben war, welche Raum brauchten, die Kriegsschaar um sich zu sammeln, Ruhm und Ansehn und Parteisinn zu erwerben. Guise flog von einem Ende des Reichs zum anderen, und überall fehlte der Sieg, wo er nicht war, und überall kam der Sieg, wo seine rothe Hutfeder wehte. Calais erschien seit Jahrhunderten wie unnehmbar englisch Eigenthum, Guise stürzte darauf und nahm es in acht Tagen. Von dem Augenblicke war er der Gott Frankreichs, und leise schon erhoben sich die Gesänge, die unter den folgenden Valois so furchtbar anschwollen: Saul hat tausend erschlagen, David aber zehntausend. Und an den Hohenpriestern Samuel gegen die Saul-Valois

fehlte es bald nicht mehr, die Lotharingier hießen lauter und lauter die Pfeiler der Kirche.

Um den großen Wurf Guise's mit Calais zu würdigen, muß man die tiefe Abneigung des Franzosen gegen den Engländer verstehn. Sie ist nicht blos eine politische, sie ist eine persönliche. War ihnen der Spaniol nicht damals viel furchtbarer? Jene röthlich schimmernden Konturen des Engländers, jener hochblonde Schein des Haares, des Sommersprossen-Teints, der Nasenspitze, der lichten Augenwimper und Brauen, jene Ungeschicktheit der Bewegungen, jene langen Bewegungen mit Arm und Bein, jenes erfrorene Schweigen des Antlitzes, jene Geduld und kaltblütige Ruhe, das Alles ist ein so persönlicher Gegensatz des Franzosen, daß es ihm ohne irgend einen Gedanken an Politik das Herz in Grimm bewegt. Ein Franzose kann die Vortheile der Allianz mit England über Alles hoch schätzen, und sein tiefer Widerwille gegen den Engländer bleibt derselbe. Ich erinnere mich, daß ein solcher zu meinem Erschrecken nach ruhigstem Politisiren in die Worte ausbrach: Diese Leute haben mir mein Lebtage nichts gethan, aber wenn sie alle der Teufel holt, so soll's mich herzlich freun.

Sind wir in Ausgleichung der Antipathieen nicht

weiter, wie mußte Guise mit dem Sturme von Calais auf ein Frankreich wirken, welches sich allseitig zurechtlegte für entschiedenen Haß und entschiedene Vorliebe!

Heinrich II. mochte sich in seiner nicht genialen Fähigkeit wenden, wohin er wollte mit Maaßregeln, sein Schicksal war's, die vorbereitete Kampfeswelt zu befördern. Der Rath gegen die Guisen, den König Franz ihm auf dem Sterbebette ertheilt, konnte ihm nichts helfen, wie sehr er dessen fortwährend eingedenk war, wie finster er drein sah, wenn Guise vollen Glanzes immer nur mit drei bis vierhundert Edelleuten in's Palais des Tournelles oder in's Louvre eintritt. Gewaltigen Menschen und großen Ideen läßt sich nicht ausweichen; hat man nicht Genie, sie zu überbieten, so wird man ihnen unterthan über Kurz oder Lang trotz aller Klugheit. So nahm sich Heinrich, der sonst mit dem Pabste bündig genug verfuhr, der Kirche königlich an, und gab despotisch und rund zum ersten Mal Edikte gegen den Protestantismus. Er blieb nicht mehr stehn bei vereinzelten Scheiterhaufen wie bisher, nicht mehr bei Edikten des Parlaments, er befahl selbst, er kam also den Guisen in einem katholischen Nachdrucke zuvor. Was half's? Es riß die Parteien nur um so schneller zu fester

Gestalt auseinander, das Chaos der Feindschaft klärte sich, und die Schlacht konnte nun offen vor sich gehn. Die Bourbons, und unter ihnen Louis Condé, ein protestantischer Guise, traten zurück als entschieden protestantische Partei. Das Hugenottenthum hatte nun einen Mittelpunkt, und sammelte sich darum von allen Seiten des Königreichs. Die Preislieder auf Guise hörten nicht auf, und es entstanden neue auf den kleinen, aber breitschultrigen, wild=tapferen und lebendigen Condé. Die Hugenotten sangen von ihm:

Ce petit homme tant joli
Toujours cause et toujours rit,
Et toujours baise sa mignonne,
Dieu garde de mal le petit homme!

Mitten zwischen solchem Gegensatze rüttelte sich das alte Haus der Montmorency in Parteilosigkeit fest, eine Stellung einnehmend, die dem Königthume gebührt hätte. Erst später entschied sich der Connetable für die katholische Seite, und ein unerbittlich ernster Mann ließ er hängen und spießen, und sprach gelassen sein Paternoster dazu. Hütet Euch vor Montmorency's Paternostern! wurde ein Sprichwort.

Eins nur konnte Heinrich, er konnte den Ausbruch niederhalten, so lang er lebte, und die gen Pa=

ris vordringenden Spanier halfen ihm noch alle Landeskraft vereinigen. Er hatte noch die Macht, den Cambresischen Frieden zu schließen, der Frankreich tief niederdrückte, ihn zu schließen, ohne daß eine Partei ihn offen deshalb zu beschimpfen wagte. Aber er konnte nicht hindern, daß Guise, schon genannt der große Capitain, ihm in's Angesicht die Bemerkung warf: Besäß ich nur noch das kleinste Nest des Königreichs, ich unterschriebe solchen Frieden nicht!

Am Hofe selbst war ein tief gespaltenes Leben, was er mit Anstrengung zusammenhalten mußte. Catharina von Medicis, die Königin, hatte 26 Jahre neben ihm gelebt und ihm 10 Kinder geboren, darunter 5 Söhne. Vier Söhne wuchsen gesund auf, und die Dauer des Königshauses schien über allen Zweifel erhaben, Niemand ahnte, daß binnen dreißig Jahren drei regiert haben, alle vier gestorben sein würden, daß binnen dreißig Jahren das Haus Königs Franz keinen männlichen Erben mehr haben könnte! Wie fruchtbar diese Ehe zwischen Heinrich und Katharina, so innerlich vergiftet war sie doch gewesen durch Heinrichs Leidenschaft für Diana. Er erhob sie zur Herzogin von Valentinois, er verweigerte ihr keine Einmischung, kein Parteimachen, er gab ihr Recht in den Hofstreitigkeiten, in den Zänkereien des

Hauses, sie war die Königin durch Liebe. In der Touraine ist ein interessantes Monument dieser Neigung übrig, und zwar theilweise noch eben so übrig, wie es Heinrich und Diana nach der letzten Nacht verlassen haben. Dies ist Schloß Chenonceau, einige Stunden südlich von Amboise im lieblichen Thale des Cher, über den Cher selbst gespannt wie eine Brücke, ein Brückenschloß oder eine Schloßbrücke. Die Liebhaber jenes Renaissance-Geschmackes können hier alle Haus- und Zimmer-Einrichtung der Renaissance im Detail betrachten, sie ist unberührt, der jetzige Besitzer hat sich in den Uferflügel des Schlosses zurückgezogen, und jedem Fremden steht diese Favoritwohnung zur Ansicht offen. Chenonceau liegt nur einige Meilen westlich entfernt von Chambord, südlich von der Loire, aber die einförmige Sologne ist hier ersetzt durch den reichsten Typus der Touraine. Von Amboise an der Loire aufwärts steigt der Weg in die Waldberge des Amboiser Königsforstes, und rollt dann sanft hinab in das breite, üppige Becken des Cher-Landes, das Herz der Touraine. Wiesen wie von grünem Sammt, von Eseln und Pferden beweidet, Acker schwarz und klar, ein Ideal des Oekonomen, Ortschaften weiß und rein, Weinberge voll und gesegnet, Bäume schlank und reich, Menschen sanft und fröhlich, umgeben den

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

entschlossene Partei nimmt. Man ist nicht neugierig, und die Neugier ist ein tief revolutionaires Element in Frankreich. Aber man ist zäh im Widerstande, und die Normandie heißt deshalb gern das Vaterland des gesunden Menschenverstandes, des bon sens, vielleicht noch ein direktes Erbtheil vom englischen Stamme. Man schweigt indessen nicht wie der Engländer, man schwatzt nicht wie im Midi, man hüpft nicht frivol in und über Alles wie in Paris, man ist logisch, man ist bündig.

Erst Philipp August brachte 1204 die Normandie wirklich an die Krone, aber zweihundert Jahre später war sie noch einmal vierzig Jahre von den Engländern bedeckt. Wie viel alte Keime konnten da wieder aufgefrischt werden! Seit 1450 ist dieses schöne Land dauernd französisch.

Auch in Frankreich sind die Flüsse Mode geworden. Die Seine und Saone haben den Anfang gemacht, jene nach Lyon, diese nach dem Havre. Die Ausstattung der Dampfböte auf der Seine ist auch die beste in Frankreich. All dergleichen, wo Bequemlichkeit in's Spiel kommt, ist bei den Franzosen weit hinter England und auch hinter Deutschland zurück.

Sie sind wohl praktisch, aber nur für das Ziel selbst und für das Aussehn, den Weg zum Ziele vergessen sie. Sie wohnen unter mannigfaltigem kleinen Schimmer, an sogenannter Etalage fehlt es so wenig, daß man gar oft ein Sklave der Etalage und von eitel Gefahr umgeben ist für jede unbedachte Armbewegung. Aber an allem Comfort gebricht's in ihren Zimmern wie in ihren Wagen. Sie sind eine Mitte zwischen Nord- und Süd-Europa, das hat ihnen die Erfindung für Schutz und Erleichterung schwer gemacht. Der Italiener klagt, daß er in diesem kälteren Lande viel weniger gegen die Hitze geschützt sei als in Italien, und der Nordländer klagt, daß er in Frankreich mehr friere als im Norden. Denn der Franzose hat nur heißes Blut und Kamine, und die kosmopolitischen Oefen in Paris rauchen viel mehr als sie wärmen. Uebelstände dieses Bereichs werden sich in Frankreich niemals verlieren, denn der Sinn dafür gebricht dem Volke, und an derselben leeren Stelle fährt auch dasjenige hin und wieder, was wir als Oberflächlichkeit an ihnen bezeichnen. Einsamkeit und Versenkung liegt nie in ihren Wünschen, nie in ihren Bedürfnissen. Sie arbeiten, sie denken, sie produziren unter allerlei Störniß. Störniß ist ihnen keine Störung, denn sie gehen niemals über die einmal

gewonnene Form in Denk- und Sprechweise zurück oder hinaus. Diese Schranke hält sie also immer aufrecht, und ohne Umstände lassen sie einen Faden fallen und nehmen einen Faden wieder auf. Deshalb sind sie uns überlegen in aller raschen Formation für das Theater, für gesellige Darstellung, für den Staat; deshalb bleiben sie stets hinter uns zurück in aller tieferen Spekulation, und deshalb bleibt das, was sie Poesie nennen, für uns ein prosaischer Aufputz. Denn uns ist die Poesie Schöpfung, ihnen ist sie Formung. Ganz in dieser durchgehenden Verschiedenheit werden wir ihrer klassischen Tragoedie immer Unrecht thun müssen, wenn wir auch Recht haben im Bedürfnisse eines tieferen Reizes. Und sie werden Recht haben, wenn sie sich auf einen kleinen Formzauber berufen, der uns entgehe. Schon seit längerer Zeit ist ihnen übrigens eine Ahnung dieses Verhältnisses aufgegangen, und sie sprechen vag von einer poetischen Ueberlegenheit, von einer gründlicheren Bildung in Deutschland, wenn sie auch keinen deutlicheren Begriff davon haben, als von den poetischen Bauten der Babylonier.

Ganz ändern wird sich dies nie. Wir haben verschiedene Missionen zu erfüllen im Gange Europa's, und wir können und sollen niemals in einander auf-

gehn. Aber es ändert sich doch vielfach, besonders seit die Erlernung deutscher Sprache in Schulen eingeführt worden ist. Jenes witzige Wort ist schon nicht mehr wahr: Der Franzose kennt die deutsche Literatur so gut, wie der Deutsche die polnische. Und Eins gilt durch ganz Frankreich, Paris ausgenommen: Der Franzose liebt uns, wie er den Engländer haßt. In Paris verhindert dies der Brotneid, denn der Deutsche hat sich da in Kunst und Gewerbe dem Franzosen vielfach vorgedrängt, und man will 80,000 Deutsche in Paris zählen, von denen beinahe 80,000 Geld suchen und nur Einer oder der Andere Geld bringt.

Im häuslichen Leben, im Reiseleben werden sie am Spätesten oder niemals unsere Poesie des Comforts annehmen. Denn ihre Denkweise wird uns niemals dergestalt ähnlich werden, daß sie ihnen eine weichere und behaglichere Tagesexistenz wünschenswerth oder nöthig machte. Sie sind weniger weichlich und bleiben Leute des Marktes. Sie ertragen viel leichter schlechtes Wetter, und haben ein viel milderes Klima. Die mäßige Winterkälte dauert nur vier Wochen im nördlichen Theile, und gegen den Regen sind sie viel abgehärteter als wir. Wie man denn überhaupt, vielleicht in Folge des stets luftigen Lebens,

durch alle Provinzen strotzende Gesundheit und wohlgebildete Menschen findet. Der deutsche Reisende harrt umsonst auf bequeme Diligencen. Seine Klage über schlechten und engen Sitz ist dem Franzosen total unverständlich. Daß zwanzig Personen oben und unten in einer Diligence Raum finden, die bei uns nur zehn Personen faßte, mon dieu, das findet er ganz in der Ordnung. Nicht bloß weil er Demokrat, sondern weil er Franzose ist, zeigt er sich keinen Augenblick beengt von dem Zudrange grober Blousen, dicker Weiberröcke, er braucht nur vier Hände breit Platz und ein leidlich Französisch zur Conversation. In den Dampfböten, selbst in den schlechtesten auf der Loire findet er Feenpaläste. Ich habe sie schaarenweise in Valence zuströmen sehn, bloß um den Sirius, ein neues Rhoneboot zu betrachten und anzustaunen, und dieser Sirius war schmal und unbequem gegen das einfachste Rheinboot. Vielleicht nur einigen Putz in Schnörkeln und Spiegeln hatte er in der Kajüte voraus, denn alles Glas ist in Frankreich unvergleichlich schöner und wohlfeiler als bei uns. Aller Comfort des Decks — aisance ist der französische Begriff — war in der Kindheit. Der Franzose reis't nicht um zu sehn, alle Diligencen sind immer wohlfeil und voll, aber der Reisende, der bloß das

Land sehn will, ist darin eine große Seltenheit. Solches Reisen ist germanischer Charakterzug.

Der Rhone und die Seine sehn am Ersten noch Franzosen, die aus solcher leeren Absicht kommen. Die Seine macht es den Pariser Hunderttausenden so leicht, und ist der Weg nach England. Das Verdeck der Seineböte ist immer von Engländern bedeckt.

Zögernd entfernt sich die Seine von Paris, sie wendet sich in Schlangenwindungen immer wieder dahin zurück, und man schifft sich deshalb erst in St. Germain ein.

In Mantes beginnen schon die gothischen Kirchen, dieser Adel der Normandie, und allmählich erscheinen die kleinen Hügelzüge, deren nacktes Gestein die Franzosen mit Staunen erfüllt über Aridität. Es geht bei Andely vorüber, dem Geburtsorte der Corneille, die Gegend füllt sich bei Elboeuf und häuft sich von einem Ufer zum andern, bis am Abende Rouen erscheint, gethürmt auf den Lehnen und Bergen des rechten Ufers, weit hinübersehend von seinem Katharinenberge in die abgeflachte südliche Normandie. Pierre Corneille steht auf der Brücke, steht im salle des pas perdus des Justizpalastes, Boieldieu sitzt auf der Promenade, die an dem schönen Flußquai hinführt. Vertieft man sich hier in die alte Stadt,

unter die hohen Häuser von Fachwerk erbaut, so kann man sich allerdings in eine Stadt Süddeutschlands versetzt glauben, und alle die Aehnlichkeit im Rechtssinne und Rechtsgange und Sitte kommt in's Gedächtniß, welche Venedey für seine „Reise und Rasttage in der Normandie" sorgsam zusammengetragen hat. In einer engen Straße Rouen's war's, wo ich einen öffentlichen Ausrufer das Todesurtheil von Barbès ablesen hörte. Alte normannische Weiber umringten ihn, und horchten andächtig, und eine von ihnen wickelte einen Sou aus ihrer Tasche, um sich diese Lektüre zu kaufen, wie man sich bei uns eine Geschichte der Heymonskinder kauft, oder „Ganz neue Lieder, gedruckt in diesem Jahr." Wie nimmt sich die Politik aus in einer dunklen Provinzstraße, wo Alles still und erstaunt aussieht, wie in Deutschland! Eine politische That in Paris, wie leicht, wie nebenher, wie vorübergleitend entsteht sie — wie ungeheuer, wie dauernd in der Provinz. Das vergossene Blut übersieht man in den Pariser Journalen, da ist's eine Neuigkeit des Tages unter hundert anderen; so, für einen Sou verkauft an die stille Familie, zur Lectüre für ein Menschenleben, wie wird es da roth und bedenklich. Die konsequentesten Menschen des Staates kamen auch in Frankreich meist aus der Provinz,

der Pariser arbeitet nicht mehr für die Dauer, denn er glaubt nicht mehr an sie. Heinrich IV., Richelieu, Corneille, die Girondisten, Robespiere, Napoleon waren aus der Provinz. Die rasche Genialität, die Desmoulins, Danton, Mirabeau waren aus Paris. Zu Rouen im Hotel de Ville sieht man eine Büste Mirabeaus, schlecht, treu, von Blattern zerrissen, mit eingesetzten funkelnden kleinen Augen, mit dem breitgequetschten Antlitze des gewaltigen Menschen. Vor ihr wird man erschreckend einer Brutalität des Mannes inne, die so groß ist, daß man das Genie übersehn und den Mann hassen und verabscheuen kann wie ein Feind der Revolution haßt und verabscheut. Man wendet sich kopfschüttelnd ab, fühlend, daß man vor solchem Bilde den großen Thaten des Mannes Unrecht giebt, fühlend, daß alles Gewaltige dicht neben dem Rohen wohnt, daß alle Kraft Zwillinge im Schooße trägt, das Verbrechen und die heroische That.

Die Kirchenwunder Rouen's dagegen wiegen in Himmelsträume. Gelingt es auch nimmer, den Himmel herabzuziehn, Himmlisches gleitet in die Hand dessen und aus der Hand dessen, der die Vorstellung eines Himmels in seinem Herzen pflegt. Die Kathedrale und St. Ouen ziehn lange mit uns auf der

Seine weiter, und flüstern mit der ewigen Meeresfluth, die seit Jahrtausenden heraufsteigt bis Rouen.

Die Seine wird voller, die Berge treten weiter und weicher zurück, Zeugnisse alter Baronensitze werden häufiger, der wüste Schloßplatz Robert des Teufels erscheint, der Platz wenigstens, wo einst ein Schloß gewesen sein könnte, und so wie man Jancarville's ansichtig wird, des alten normannischen Kanzlerschlosses, da reißt das Land bei Villeboeuf sich weit auseinander, das Meer hereinlassend frank und frei, den Horizont öffnend in die weite Wasserwüste. Man sieht ein Ende Frankreichs; rechts den spitzen Thurm von Harfleur, hinter welchem sich der Havre verbirgt, links den von Honfleur mit den übereinander aufsteigenden Häusern der Fischer- und Schifferstadt. Das Schiff beginnt zu wogen, die Menschen sinken, und meist traurigen Sinns kommen sie am dicken Thurme Königs Franz vorüber, des Vaters von Havre, was er Françoisville benannt hatte, traurigen Sinns betrachten sie zuerst die reizlose Stadt der Kanäle, die Schiffe auf Schlamm, von der Ebbe gepeinigt, der Fluth harrend, traurigen Sinns die einförmigen Waarenspeicher, die langsam niederfallenden Kanalbrücken.

19.

Wenn man die alte Festungsbrücke des Havre überschreitet, so hat man den Havre hinter sich, ist aber noch in der Stadt. Ingouville heißt dieser damit verwachsene Ort, und er steigt in Landhäusern die hohe Berglehne hinauf, welche das Seinethal vor den Nordwinden schützt. Ingouville heißt der Luxus, will sagen die Poesie des Havrer Kaufherrn. Hier liegt ihm die Villa, hier gedeihen ihm die Kinder, hier kehrt er des Abends ein, und sieht die Sonne untergehen im Meere. Er sieht Havre und die breite Seinemündung unter sich, der Besitz liegt ihm ruhig zu Füßen, und seine Hoffnung erscheint am Horizonte, das erwartete Schiff, was von Amerika kommt. Wie viel Harrende steigen auf die Côte von Ingouville hinauf, um weiter sehn zu können, als unten von der Jetée, von der Hafenspitze, die vom Meere gepeitscht wird.

Hier oben suchte ich mit einem Landsmanne, ach es war ein Flüchtling, einen jener normännischen

Baumgärten, wo man sich in die Heimath versetzt glauben kann, wo das Haus germanischen Stiles mitten unter Obstbäumen liegt, wo die Normannin saure Milch zu schätzen und zu bieten weiß, wie mitten in Sachsen. Wie gern täuscht sich ein Flüchtling in die Heimath zurück, wie sucht er die Höhen und Aussichten, auch wenn sie abwärts sehen von der Heimath, nach Westen hin, in's unabsehbare Weltmeer. Wunderlich, daß unter diesen armen Leuten kein Poet sich hervorthut! Ihr Athem selbst ist die Sehnsucht, der Schmerz ist ihr ewiger Gastfreund, die Geliebte, das Glück, jene Heimath, die das Alles ist, sie liegt nicht weit, und ist nicht zu erreichen, und der Regenbogen der Entfernung verschönert sie unaufhörlich!

Die Felsenküsten der Nordsee hatte ich umsonst gesucht bis jetzt, die holländische Küste vom Haag bis Ostende herauf zeigt nur Dünen, von der Normandie hatte man mir die schroffen Meerfelsen mit Sicherheit versprochen. Bei Havre zeigen sich steinige Hügel, aber das Gestein ist von jenem weißlichen Sande, dem man nicht die Felsenfestigkeit zutraut, es ist Gestein, was nicht den Eindruck zerschmetternd harter, schauerlicher, ewiger Felsen macht. Die Brandung und der Widerstand sehen nicht aus wie Pairs, wie

gleich=gewaltige Kräfte, man denkt an eine Schonung, an eine Friedensmilde von Seiten des Meeres. Und wenn der elementarische Eindruck durch Nüancen abgeschwächt wird zu einer scheinbaren Uebereinkunft, so verliert er seine poetische Macht.

Man wies mich weiter hinein in die obere Normandie, an das Gestade von Etretat, von Fécamp, von St. Valery. — Wir halten gern die Franzosen für abgefeimt der deutschen Ehrlichkeit gegenüber, für unzuverlässig, für unsolid, Treu und Glauben erwarten wir gar nicht, wir halten dies für ein deutsches Vorrecht. Dieses Grundwasser, unerläßlich für das Bestehen irgend einer Gesellschaft, es bewässert die französische Welt wie die unsrige, es trägt nur andere Farbe. Paris, wo das Leben ein ununterbrochener Krieg, hat Manchen verleitet, überall in Frankreich Raffinirtheit, Lug und Trug zu sehen. Selbst Paris ist tief unten ernährt von jenem Grundwasser der Ehrlichkeit, man findet im Innersten die bravste Welt, und muß sie nicht verantwortlich machen für das fliegende Kriegsheer der Straßen und Spelunken. Der französische Grundschlag ist viel gutmüthiger, als die scharfe Lebenssitte, die frivole Redegewohnheit ihn erscheinen läßt. Nirgends sieht man raschere Gaben für Bedürftigkeit, offenere Herzen für Mitleid als in den

Provinzen Frankreichs. Besonders im Süden wird viel gebettelt, aber auch unaufhörlich gespendet, und besonders von der Mittelklasse gespendet. Nicht wahr? bin ich in der Gaskogne wie im Dauphiné gefragt worden, die Deutschen sind bons enfans wie wir? Was liegt nicht Alles in der Frage! Wie viel Beschämendes für unsern Stolz der Ehrlichkeits-, der Gutmüthigkeits-Prärogative!

Die Eckensteher besonders in den französischen Städten, commissionaires genannt, sind nach deutschem Ausdrucke ein kreuzbraver Schlag. Von vornherein würde man es diesem luftigen Gewerbe am Wenigsten zutraun, aber sie sind in Paris so ehrlich wie im Havre, wie in Bordeaux, wie in Grenoble. Ich griff den ersten besten im Havre auf, um mir ein Cabriolet zur Reise in's Land aufzusuchen. Wir fanden erst eins, weit abgelegen vom Havre, in Ingouville. Aber der Besitzer des Gaul's hatte keinen Kutscher. Er kannte den Eckensteher gar nicht, er sah nur einen Augenblick von seiner Arbeit auf nach ihm hin, um ihn zu fragen, ob er das Land kenne, und vertraute ihm ohne ein weiteres Wort die Equipage. Sie rollte fort, er wußte von mir nichts, von dem verwegen ausschauenden Blousenkutscher nichts, aber er arbeitete ohne Arg weiter.

Der Weg ging über Berg und Thal, durch Buchenwälder, oder unter Obstbäumen dahin. Der Apfel, aus welchem sie den Cider pressen, ist der Liebling des Normannen. Aber ein verführerisches Getränk ist der normännische Cider nicht, sauer, wenn er rein, weichlich, wenn er mit Birnenmost vermischt ist. In Paris trinkt man ihn am Besten, wie Alles in Paris erst verfeinert wird. Das Land ist seit dem Sturze der Seigneurs in viel kleine Besitzthümer vertheilt, und erinnert dadurch oft an Altenburg. Dieser Revolutionsgang ist überall in Frankreich da am Konsequentesten durchgeführt, wo starke Völkerschaften die fruchtbarsten Grenzprovinzen bewohnen. Im schönen Dauphiné ist's desgleichen. Die Provinzen der Mitte und der Fläche haben noch reichlicher ihre großen Herrschaften. Jene Vertheilung des Eigenthums hat den imponirenden Mittelstand begabt, der die Diligencen dergestalt bevölkert, daß es uns Deutsche erstaunen macht, der die demokratische Gedankenwelt dergestalt stützt, daß eine Aenderung von dieser Seite ab wie unmöglich aussieht. Heinrich IV. siegte mit der kriegerischen Gentilhommerie, wie Napoleon mit dem kriegerischen Volke. Von jenem ist den Bourbons ein Seigneursinn geblieben, der sie in Frankreich vernichtet hat. Die Poesie, welche unsern Gewohnheiten nach damit

verbunden, kann sich auf diesem Wege für lange Zukunft hin nicht mehr aufbaun. Frankreich ist in diesem Punkte so gründlich prosaisch, wie jede von Grund aus neubegonnene und in's Breitere angelegte Welt. Die Höhenpunkte, welche den Reiz der Poesie bilden, sind anderswo zu suchen. Kein Mensch kann noch sagen, wo? Das thut die Geschichte selbst, indem sie abstrakte Ideen auf unerwartete Weise verkörpert.

Uebrigens ist es ein deutsches Vorurtheil, daß die großen Besitzthümer im demokratischen Frankreich fehlten. Das Land ist sehr groß und reich, sie sind viel zahlreicher und größer als bei uns, und man wird in Paris und in der Provinz in diesem Betrachte gar oft an Oesterreich erinnert, was im ganz entgegengesetzten Regierungsprinzipe die großen Besitzthümer erhalten hat. Oder meint man, daß im blitzenden Paris nur die Fremden große Hotels, Karossen und Dienerschaft hielten, und die tausend Magazine des theuren Luxus möglich machten? Sie sind nur eine Beisteuer, und die großen Städte der Provinz, die alten Hauptstädte kleiner Königreiche, die Bordeaux, Marseille, Lyon, sie kennen nicht einmal diese Beisteuer, und sind nicht weniger versehn mit Luxusläden und massenhaften Kaufhallen.

Ein reinliches Städtchen der Normandie nach dem

anderen blieb am Wege, das hügelige Land fiel zum letzten Male rasch hinunter nach dem Meere, und in steiniger Bucht lag Etretat vor uns, wo die See-Maler zahlreich einsprechen, die Schüler Gudin's und Poittevin's, wo die rothbemützten, starkgliedrigen Meerfischer der Normandie wohnen, die ruhigen Feinde des Hummer und des Türbot. Die Sonne neigte sich eben auf den Meeresspiegel, und sie kehrten heim von der Jagd, den Weibern Scherze zurufend, die ihrer am Gestade warteten. Es begann das tägliche Abendgeschäft: die Fische wurden in Körbe gepackt, auf Wagen geladen und mit Kourierpferden nach Paris geschickt, den nächsten Abend schon speis't man sie beim Pariser Restaurant.

Ja, das Gestein an der Brandung ist hier kühner und höher, es bildet manche seltsame Form, aber es ist von demselben groben Sandkorne, und der romantische Felseneindruck, der Eindruck ewiger Macht wohnt nicht darin. Ich bin später hinabgegangen am Ufer des Oceans bis in den spanischen Winkel, das Felsenufer unsrer Romane ist nicht zu finden. Oft versumpft die Küste ganz, und auch bei La Rochelle ist sie flach. Bei Biarritz vermißt man es nicht, weil die dunkle Färbung des Südens den Gedanken ablenkt vom Material. Erst unten im mittelländischen

Meere entdeckt man hie und da das lang gesuchte Felsengestade. Die Hesperiden, Majorka, Minorka und wie sie weiter heißen, wehren sich blauen Granites gegen das Meer, und nach der italienischen Seite hin strecken die Seealpen granitne Mauern, ächte ewige Mauern, der Brandung entgegen.

Aber man reitet übrigens gar anmuthig dahin auf der meist hohen Küste dieser oberen Normandie, durch Buchenwälder, über Wiesen, an baumreichen Ortschaften vorbei. Man hatte mich auf einen dieser normannischen Hengste gesetzt, die so glänzend von Haut, so stark von Gliedern und Knochen sind, alte Schlachtrosse und stattliche Massen auf den französischen Bildern. Die alte reine Raçe wird immer seltner, wenn auch ein ähnlicher Schlag alle Diligencen des nördlichen Frankreich versieht. Auf einem gleichen Gaule trabte der normannische Wegweiser hinter mir. Wir wollten Fécamp noch erreichen vor Ankunft des Postwagens; aber das war nicht leicht. Der Normand muß eine wunderbare Milz besitzen, um dem energischen Trabe seines Gauls sich hinzugeben. Der schlesische Ausdruck sagt: es fielen mir all meine Sünden ein auf diesem Ritterrosse. Und die Julinacht fiel schwarz herunter auf Meer und Küste; Gewitter donnerten von allen Seiten, die Blitze

erleuchteten Anfangs noch das Meer, was unter den Abhängen lärmte, dann wurden sie dick und blau und blendeten nur, dann prasselten Platzregen herab, der Gaul glitschte vom schmalen Wege, der Leuchtthurm von Fécamp erschien noch immer nicht, die Verständlichung mit dem alten Knappen und seinem Meerpatois war so schwer, und doch mußte die schmale Wegschlucht gefunden werden, welche von der hohen Côte hinabführt in den Hafenwinkel von Fécamp! —

Es giebt in Frankreich kein schrecklicher Wort, als das Wort des Kondukteurs „der Wagen ist voll!" Denn man beladet ihn bis an die Wolken, aber man kennt den lieblichen Ausdruck Deutschlands, den Ausdruck „Beichaise" nirgends, der Harrende muß harren, ob der nächste Kondukteur dasselbe Donnerwort herabruft. Schrecklich ist indessen jenes Wort nur für den Fremden, der Franzose sagt „diable" und bescheidet sich, er schlägt die Zeit auffallend niedrig an. Die Gasthof-Preise sind überall gleich in Frankreich, sie sind beinahe fest, werden in zwei Worten vorausbedungen, und schwanken nur um einige Sou's auf und nieder. Frankreich ist das Land der Gleichheit. Darin sieht also der Franzose keinen Unterschied, ob er hier, oder dort bleibe, und den Zeitverlust achtet

er nicht in der Provinz. Selbst in Paris, wo die Zeit so theuer, zeigt man sich nie beeilt, zeigt immer Muße, jene gleichgültige, für den Deutschen langweilige Conversation zu machen. Und diese Franzosen, denen die Zeit so wenig, sie hoffen jemals den zeitkargen, präcisen Engländer im Geschäft einzuholen? Diesen ewig gehaßten, stummen Rival? Eben so wenig wird aber auch diesen zeitlosen Franzosen der Sinn für gewisse Größe und Schönheit entweichen, für Dinge, die außer den Fragen der Nützlichkeit und der Stunde ruhn; sie werden ihrem Naturel nach immer über den Grundsätzen stehn, die sie aussprechen, sie werden immer genialer sein und liebenswürdiger als ihre Journale.

Nach Dieppe hinab breitet sich das Land mehr in Getraidefelder, und rafft sich erst wieder zu malerischer Begrenzung in dem Thale von Dieppe selbst. Diese normännischen Seestädte stehn alle am Ausgange einer Thalschlucht, in welcher zumeist ein Flüßchen daher geeilt kommt nach der See. Von Arques kommt es hier herunter, dem Orte wo Heinrich IV., eine Stunde von Dieppe, seine erste Schlacht gewann. Dieppe ist gar hübsch, besonders so lange man Boulogne, die Königin dieser Nordseebäder, noch nicht ge-

sehen hat, die einzige Stadt, welche die Engländer immer noch besitzen in Frankreich. Dieppe hat eine so saubere Einheit an der Meerfläche hin, vor der es in aller Breite, ganz übersehbar zurücktritt, es hat diese saubere Einheit in den gleichmäßig hübschen, bürgerlich hübschen Häusern, deren Gleichmäßigkeit von einem englischen Bombardement stammt. Ferner drängen sich die benachbarten Küsten nirgends vor, der Meerblick ist frei und unbeschränkt, und rückwärts von den Schluchthöhen sieht man tief in das baumgrüne Thal des Flüßchens hinein. Links am Ausgange des Thals und Dieppes sieht schwarz und barock verdrießlich ein altes Schloß auf's Meer, und rechts auf dem höheren Vorgebirge liegt eben so verdrießlich eine Kanone, offenbar mehr zur Ruhebank denn zum Schießen bestimmt. Dieppe hat überall so etwas vom haut gout angegangenen Wildfleisches, was für den Gourmand von Städten anlockend ist. Einst eine stolzeste Seestadt, deren Flagge vor Gama noch die Fahrt um Afrika suchte, deren Schiffer Quebek bauten, ist es durch den Havre jetzt erdrückt, und durch das epidemische Uebel der französischen Westküste auf das Krankenbette gestreckt. Das Meer nämlich liebt Frankreich nicht, und versandet ihm die Küsten, die Häfen, die Flüsse. Dieppe ist davon schwer heim-

gesucht, und der breite Seineausfluß zwischen Harfleur und Honfleur leidet eben davon empfindlich.

Dann ist die Herzogin von Berry vertrieben, die für Dieppe's Saison mit großer Vorliebe sorgte — all das hängt eine romantisch traurige Stimmung über Dieppe, und man ist ganz passend gestimmt, einen der Coucou's zu besteigen, und über die getraidebedeckten Plateau's nach dem Städtchen Eu zu fahren, bei welchem das uralte Normannenschloß Eu gelegen ist. Hier ist die Normandie im Norden zu Ende, jenseits des Flüßchens Bresle, was Eu bewässert, streckt sich die ebenere Picardie hinab über Abbeville und Boulogne, über Amiens und Peronne und St. Quentin hinüber gen Laon und Rethel. Noch hinter ihr liegen nördlich die kleinen Grenzprovinzen, der Kriegesmantel zwischen Frankreich und dem Niederlande, der so spät völlig an Frankreich kam, Artois mit Robespierre's Vaterstadt Arras, und Hainault, das französische Flandern mit Cambray und Lille, Waizenfelder so weit das Auge reicht, und so weit es nicht von Festungen unterbrochen wird.

Umsonst sucht man in der Nähe des Städtchens ein Felsen- oder Bergschloß Eu. Bescheiden im Bresle-Thale, in einem weichen Wiesengrunde liegt Château

d'Eu, durch einen Park wunderschöner Bäume gedeckt gegen den Meerwind. Von rothen Steinen im italienischen Geschmacke erbaut, nicht hoch sondern weich und überall jetzt fertig und wohnlich gemacht, gleicht es mehr einer stolzen Villa als einem alten Normannenschlosse. Von den Zimmern des ersten Stockes und freier noch von der Terasse des Daches sieht man hinter dem Baumparke das Wiesenthal der Bresle eine halbe Stunde lang sich hinabschlängeln an's Meer bis zu dem uralten Hafenorte Tréport. Dort endigt das Land und zwischen zwei weichen Vorgebirgen dehnt sich eingerahmt über Tréport das Meer.

Das alte zerstörte Schloß Eu, von den alten Chroniken Ou genannt und abseits gelegen ist überbaut. Rollo selbst hatte es gegründet, es war in der wilden Kriegeszeit oft zerstört und wieder aufgebaut worden, es war an die Lusignan, an den schönen Fabliau-Namen gelangt, der die Zeiten der lateinischen Kaiserkrone zurückruft, es war in den Besitz der Brienne, der Artois, der St. Pol gekommen, und unter einem St. Pol ging es als altes Normannenschloß für immer zu Grunde. Dem erbarmungslosen elften Louis ward St. Pol der Treulosigkeit verdächtig, und er ließ Stadt und Schloß in Flammen werfen

am 18. Juli 1475. Die Grafen von Clèves und Nevers bauten es unter König Franz in neuem, friedlicherem Stile auf. Eine Catherine de Clèves war's, die der sterbende Gemahl an's Bett rief, und zu der er folgende Worte sprach: „Du bist jung und schön, Du sollst wieder heurathen. Ich lasse Dir die Wahl unter allen Partieen des Reichs, nur einen einzigen Mann nehm' ich aus, es ist der einzige, den ich von Herzen hasse, ihn als Herrn auf meinen Gütern zu sehn würde mich im Grabe schmerzen, dieser einzige ist der Herzog von Guise."

Und Catharina von Clèves war's, die den eigensinnigen Frauencharakteren des Theaters so schreiend Recht gab, von allen Partieen des Reichs erwählte sie den Herzog von Guise. Ach, seufzten die Damen jener Zeit, er ist unwiderstehlich! Und sie heurathete ihn, obwohl Guise eine andere liebte, die Margarethe von Valois, die Schwester Karl's des Neunten. Der König haßte diese Neigung, weil er die Guisen haßte, er gebot seiner Schwester, den Bearner Heinrich zu heirathen. Sie sträubte sich. Da gebot er Latour Gondy, folgenden Tages auf der Jagd den Guise zu ermorden. Guise erfuhr's am Abende, und erzählte es seiner Mutter. Was ist zu thun? — Du mußt noch diese Nacht Dich verheurathen, erwi-

derte sie, ich werde Dir sogleich eine Frau suchen. — Und sie ging zu Catharinen, und Catharina sagte nicht Nein, und in derselben Nacht, innerhalb vier Stunden war sie Witwe, Braut, Frau und hoffnungsvolle Mutter.

So kam Schloß Eu an die Guisen, an das große Geschlecht, welches die kleinen Valois in Schatten und Noth stellte, welches mit Catharina von Medicis sich in die Geschichte Frankreichs theilt seit dem Tode des Königs Franz.

Nach deren Sturze kam es an den Herzog von Maine und dann an das Haus Orleans, dessen heutiges Haupt es vollkommen hergestellt und zu einem reizenden Wohnhause gemacht hat. Es trägt jetzt den Stempel einfacher, behaglicher Bürgerlichkeit, aber dieser Stempel ruht auf Frankreichs großer Personengeschichte. Schloß Eu ist die Portraitgallerie aller merkwürdigen Menschen, die Frankreich beherrscht, geziert oder befleckt haben. Diana von Poitiers tritt von der Wand herab, Catharina von Medicis, in voller, starker Lebensgröße stellt ein ganzes Zimmer in Schatten, und die Guisen, dies Titanengeschlecht Lothringens, bevölkern allein den großen Saal des Schlosses, genannt der Guisensaal.

Unter den hundertjährigen Bäumen des Parks, von dessen Abhange der Blick so sanft hinabgleitet nach Tréport und dem Meere, unter diesen Platanen und bemoosten Buchen haben sie mit den Ligueurs gesessen und ihre hochverrätherischen Pläne geschmiedet.

20.

Der Sohn Königs Franz, Heinrich der Zweite, war nicht groß genug die neuangelegte Staatswelt selbständig weiter zu baun, und nicht klein genug, sie liegen zu lassen. Er trat in die Gleise des Vaters, ohne vom Zauber einer neuen Macht und Persönlichkeit unterstützt zu sein; so erbte er alle schwere Konsequenz und gewann selten einen Vortheil neuer Herrsch-Erfindung. Der nothwendige Krieg gegen die spanische Macht, der seine ganze Regierung erfüllte, und der ganz wie das Geschick seines Vaters glücklich begann, schlug wie Sündfluth über ihm und Frankreich zusammen. Die wilden Niederlagen von St. Quentin und Gravelingen rissen den Schimmer eines neuen Genius vom Haupte der Valois, die Mächtigen der Nation sahen und zeigten, daß sie nicht überflüssig, daß sie nöthig seien, daß ein despotisches Königshaus nicht ausreiche zum Schutze Frankreichs. So kam die Vorstellung und Idee der Macht wieder an die

Gentilhommes, und die Parteien, welche immer bestehn, fanden ihre Häupter. Der Gedanke eines absoluten Königthums ging damit nicht unter, aber er ward aus den Händen der Valois gerissen, die Prätendenten der Krone, die Guisen, trugen ihn eben so verwegen im Sinne, und um an die Reihe zu kommen setzten sie alle die Hebel in Bewegung, durch welche die französische Revolution bis in's Detail vorgebildet worden ist. Diese Revolution, von den mächtigen Herrschern Henri IV., Richélieu, Louis XIV. niedergehalten und dadurch ausgebildet, ist keineswegs ein Meteor, urplötzlich vom Himmel gestürzt, sondern sie ist ein ganz organisches Ergebniß der modernen Geschichte Frankreichs. Die Liguenzeit unter den kleinen Valois ist ihr vollständiges Vorspiel, ihr so treues Spiegelbild, daß man sie 1789 mit Veränderung der Stichworte kopirt zu sehen glaubt; ja nicht nur der Geist und Scherz, nicht nur das Hilfsmittel und Werkzeug wiederholt sich wörtlich, sondern der ganze Franzos ist ganz derselbe als Ligueur wie als Jakobiner. So wird das absolute Königthum Frankreichs eine unverkennbare Tragödie der letzten Jahrhunderte: die Bewegung und Verwirrung tritt mit den Söhnen Heinrichs II. ein, unter Heinrich IV. sammelt sich das Kunstwerk zum ersten Male in eine vorübergehende,

wohlthuende Ordnung, unter Richelieu wird die Verwickelung von Neuem aufgenommen, unter Ludwig XIV. ist die volle Höhe des Stücks gewonnen, und nur jene wunderbar tragischen Schauer gehn durch die Lüfte, daß dieser blendende Sonnentag die fürchterlichsten Wetter zusammensauge, der Abend Ludwigs ist schon von allgemeinem Wetterleuchten erfüllt, die Wetter bleiben stehn unter dem Nachfolger, die menschliche Schwäche, besonders nöthig erachtet für den vierten Akt, wird aller Zuschauerwelt unverkennbar, und ein gutmüthiger Mann, ein unbefleckter, Ludwig XVI. übernimmt die todesreife Rolle für den Akt der Katastrophe, als ob die griechische Vorstellung ganz erfüllt werden sollte, daß das Opfer zu seinem Falle gereinigt und geschmückt sein müsse.

Heinrichs II. Regierung ist ganz unscheinbar die erste Expositionsscene davon. Die ersten Linien ziehen, die Personen und Verhältnisse gruppiren sich. Der Krieg gegen Spanien war unerläßlich, es umklafterte Frankreich wie ein Riese. Denn Spanien selbst war nur der Kopf dieser spanischen Macht: es beherrschte das Mittelmeer, es herrschte in Neapel und in Mailand, es besaß die Pässe des Veltlin, es hatte Piemont und Savoien unter seinem Willen, es war einflußreich

in der Provence, die so lange dem Guisenhause gehorcht, dem intimen Freunde Spaniens, es besaß die Franche Comté noch ganz zu eigen, und reichte so unmittelbar den Guisen in Lothringen die Hand, es saß auf dem deutschen Kaiserthrone, es schloß den ehernen Kreis mit den flandrischen Provinzen, und schickte von dort, um auch das Meer auszufüllen seine Galeeren von Vließingen nach der baskischen Küste hin und her. Als Philipp II., der schrecklichste Nivelleur, noch obenein Maria die Königin von England heurathete, da sah Frankreich wie erwürgt aus. Wie jauchzten die Seigneurs, denen Gefahr Vergnügen, Krieg Leben war, welche Raum brauchten, die Kriegsschaar um sich zu sammeln, Ruhm und Ansehn und Parteisinn zu erwerben. Guise flog von einem Ende des Reichs zum anderen, und überall fehlte der Sieg, wo er nicht war, und überall kam der Sieg, wo seine rothe Hutfeder wehte. Calais erschien seit Jahrhunderten wie unnehmbar englisch Eigenthum, Guise stürzte darauf und nahm es in acht Tagen. Von dem Augenblicke war er der Gott Frankreichs, und leise schon erhoben sich die Gesänge, die unter den folgenden Valois so furchtbar anschwollen: Saul hat tausend erschlagen, David aber zehntausend. Und an den Hohenpriestern Samuel gegen die Saul-Valois

fehlte es bald nicht mehr, die Lotharingier hießen lauter und lauter die Pfeiler der Kirche.

Um den großen Wurf Guise's mit Calais zu würdigen, muß man die tiefe Abneigung des Franzosen gegen den Engländer verstehn. Sie ist nicht blos eine politische, sie ist eine persönliche. War ihnen der Spaniol nicht damals viel furchtbarer? Jene röthlich schimmernden Konturen des Engländers, jener hochblonde Schein des Haares, des Sommersprossen-Teints, der Nasenspitze, der lichten Augenwimper und Brauen, jene Ungeschicktheit der Bewegungen, jene langen Bewegungen mit Arm und Bein, jenes erfrorene Schweigen des Antlitzes, jene Geduld und kaltblütige Ruhe, das Alles ist ein so persönlicher Gegensatz des Franzosen, daß es ihm ohne irgend einen Gedanken an Politik das Herz in Grimm bewegt. Ein Franzose kann die Vortheile der Allianz mit England über Alles hoch schätzen, und sein tiefer Widerwille gegen den Engländer bleibt derselbe. Ich erinnere mich, daß ein solcher zu meinem Erschrecken nach ruhigstem Politisiren in die Worte ausbrach: Diese Leute haben mir mein Lebtage nichts gethan, aber wenn sie alle der Teufel holt, so soll's mich herzlich freun.

Sind wir in Ausgleichung der Antipathieen nicht

weiter, wie mußte Guise mit dem Sturme von Calais auf ein Frankreich wirken, welches sich allseitig zurechtlegte für entschiedenen Haß und entschiedene Vorliebe!

Heinrich II. mochte sich in seiner nicht genialen Fähigkeit wenden, wohin er wollte mit Maaßregeln, sein Schicksal war's, die vorbereitete Kampfeswelt zu befördern. Der Rath gegen die Guisen, den König Franz ihm auf dem Sterbebette ertheilt, konnte ihm nichts helfen, wie sehr er dessen fortwährend eingedenk war, wie finster er drein sah, wenn Guise vollen Glanzes immer nur mit drei bis vierhundert Edelleuten in's Palais des Tournelles oder in's Louvre eintritt. Gewaltigen Menschen und großen Ideen läßt sich nicht ausweichen; hat man nicht Genie, sie zu überbieten, so wird man ihnen unterthan über Kurz oder Lang trotz aller Klugheit. So nahm sich Heinrich, der sonst mit dem Pabste bündig genug verfuhr, der Kirche königlich an, und gab despotisch und rund zum ersten Mal Edikte gegen den Protestantismus. Er blieb nicht mehr stehn bei vereinzelten Scheiterhaufen wie bisher, nicht mehr bei Edikten des Parlaments, er befahl selbst, er kam also den Guisen in einem katholischen Nachdrucke zuvor. Was half's? Es riß die Parteien nur um so schneller zu fester

Gestalt auseinander, das Chaos der Feindschaft klärte sich, und die Schlacht konnte nun offen vor sich gehn. Die Bourbons, und unter ihnen Louis Condé, ein protestantischer Guise, traten zurück als entschieden protestantische Partei. Das Hugenottenthum hatte nun einen Mittelpunkt, und sammelte sich darum von allen Seiten des Königreichs. Die Preislieder auf Guise hörten nicht auf, und es entstanden neue auf den kleinen, aber breitschultrigen, wild=tapferen und lebendigen Condé. Die Hugenotten sangen von ihm:

Ce petit homme tant joli
Toujours cause et toujours rit,
Et toujours baise sa mignonne,
Dieu garde de mal le petit homme!

Mitten zwischen solchem Gegensatze rüttelte sich das alte Haus der Montmorency in Parteilosigkeit fest, eine Stellung einnehmend, die dem Königthume gebührt hätte. Erst später entschied sich der Connetable für die katholische Seite, und ein unerbittlich ernster Mann ließ er hängen und spießen, und sprach gelassen sein Paternoster dazu. Hütet Euch vor Montmorency's Paternostern! wurde ein Sprichwort.

Eins nur konnte Heinrich, er konnte den Ausbruch niederhalten, so lang er lebte, und die gen Pa=

ris vordringenden Spanier halfen ihm noch alle Landeskraft vereinigen. Er hatte noch die Macht, den Cambresischen Frieden zu schließen, der Frankreich tief niederdrückte, ihn zu schließen, ohne daß eine Partei ihn offen deshalb zu beschimpfen wagte. Aber er konnte nicht hindern, daß Guise, schon genannt der große Capitain, ihm in's Angesicht die Bemerkung warf: Besäß ich nur noch das kleinste Nest des Königreichs, ich unterschriebe solchen Frieden nicht!

Am Hofe selbst war ein tief gespaltenes Leben, was er mit Anstrengung zusammenhalten mußte. Catharina von Medicis, die Königin, hatte 26 Jahre neben ihm gelebt und ihm 10 Kinder geboren, darunter 5 Söhne. Vier Söhne wuchsen gesund auf, und die Dauer des Königshauses schien über allen Zweifel erhaben, Niemand ahnte, daß binnen dreißig Jahren drei regiert haben, alle vier gestorben sein würden, daß binnen dreißig Jahren das Haus Königs Franz keinen männlichen Erben mehr haben könnte! Wie fruchtbar diese Ehe zwischen Heinrich und Katharina, so innerlich vergiftet war sie doch gewesen durch Heinrichs Leidenschaft für Diana. Er erhob sie zur Herzogin von Valentinois, er verweigerte ihr keine Einmischung, kein Parteimachen, er gab ihr Recht in den Hofstreitigkeiten, in den Zänkereien des

Hauses, sie war die Königin durch Liebe. In der Touraine ist ein interessantes Monument dieser Neigung übrig, und zwar theilweise noch eben so übrig, wie es Heinrich und Diana nach der letzten Nacht verlassen haben. Dies ist Schloß Chenonceau, einige Stunden südlich von Amboise im lieblichen Thale des Cher, über den Cher selbst gespannt wie eine Brücke, ein Brückenschloß oder eine Schloßbrücke. Die Liebhaber jenes Renaissance-Geschmackes können hier alle Haus- und Zimmer-Einrichtung der Renaissance im Detail betrachten, sie ist unberührt, der jetzige Besitzer hat sich in den Uferflügel des Schlosses zurückgezogen, und jedem Fremden steht diese Favoritwohnung zur Ansicht offen. Chenonceau liegt nur einige Meilen westlich entfernt von Chambord, südlich von der Loire, aber die einförmige Sologne ist hier ersetzt durch den reichsten Typus der Touraine. Von Amboise an der Loire aufwärts steigt der Weg in die Waldberge des Amboiser Königsforstes, und rollt dann sanft hinab in das breite, üppige Becken des Cher-Landes, das Herz der Touraine. Wiesen wie von grünem Sammt, von Eseln und Pferden beweidet, Acker schwarz und klar, ein Ideal des Oekonomen, Ortschaften weiß und rein, Weinberge voll und gesegnet, Bäume schlank und reich, Menschen sanft und fröhlich, umgeben den

Fluß, der grün und munter rauscht, ein Cher chéri des Landes. Sanfte, abweichende Hügelzüge mit Buchen und Eichen schließen diese Poussin'sche Landschaft, in deren Mitte Chenonceau, ein Schloß, ein Park mitten im Parke einer ganzen Provinz. Die Façade des Schlosses stützt sich auf das rechte Ufer des Cher, die lange Flanke spannt sich über den Fluß, der rauschend durch die Grundbogen eines Saales hindurchströmt. Man speist in diesem Bildersaale französischer Geschichte just über der Mitte des Stroms wie in einem Schiffe und sieht aufwärts und abwärts die kräuselnde Welle des Cher und dessen Ufer. Die Zimmer, welche Heinrich und Diana bewohnt, sind ebenfalls noch über dem Wasser, nur dem Façadenufer näher. Beim ersten Erwachen sahen sie aus dem Bett in die Wasserlandschaft hinaus, und dies kleine lauschige Zimmer übt heute noch seinen Liebesreiz, und erwartet allabendlich die Jagdhörner zu hören und Diana mit dem Könige eintreten zu sehn. Die Bilder Dianas zeigen nicht eine üppige Fleischesgestalt, wie der deutsche Dichter sie Dianen giebt. Solcher Reiz war Catharinens. Dianas Kopf hat den Ausdruck feiner, kleiner, zarter oder schalkhafter Empfindungen, es ist ein Spiel des Geistes, was unter diesen Augenwimpern hervorlauscht.

Die Nase ist lang, der Mund desgleichen, aber das verstohlene Leben der Züge ist anziehend. Dies hilft es erklären, daß eine zwanzig Jahr ältere Frau bis nahe an ihr sechzigstes Jahr den König fesseln konnte, ohne Unterbrechung fesseln konnte. Man weiß es nicht genau, aber wahrscheinlich ist sie schon 1500, also 19 Jahre vor Heinrich geboren. Ihr Charakter scheint dagegen einzelnen Theilen von dem Bilde zu entsprechen, was bei uns über Catharina gäng und gebe ist. Diana war leidenschaftlich und jach, intolerant und durchgreifend. Ihr gebührt alle Last wilder Feindschaft gegen den Protestantismus, die man bei uns auf Catharina wälzt. Catharina war ein tausendfach bedingter, tausendfach nüancirter Charakter, ein Charakter der Bildung, die selten, äußerst selten ein unmittelbares Zeichen italienisch heißen Blutes zuläßt, sie war ein Novellen-Charakter, ein Charakter des Uebergangs, der Vermittelung, der Diplomatie, kurz ein ganz andrer als unsre Geschichtschreibung vom Ungeheuer Catharina von Medicis fratzenhaft hinmalt. So lange Heinrich II. lebt, bleibt sie im Hintergrunde, selbst unter ihrem ersten Königssohne Franz, der blos zwei Jahre als König lebt, tritt sie nur leise hervor. Mit Karl IX. erst, wo sie zu Anfange legitime Regentin, tritt sie entschieden auf, und

von da an leitet sie 28 Jahre die innersten Fäden französischer Welt. Nur möge man nie vergessen, daß ihre Söhne launische, reizbare Menschen waren, Karl IX. besonders von jäher Heftigkeit. Wo also Gewaltsames und Wildes erscheint im Laufe dieser Dinge, da darf man immer voraussetzen, es geschah gegen Catharinens Willen, der nirgends gewaltsame Maaßregeln wählen mochte. Sie wird deshalb nicht von schweren Vorwürfen freizusprechen sein, auch die wildeste Parteigeschichte ist nie ganz ohne den Takt der Wahrheit, und sie hat gewiß nicht in Allem übertrieben, was sie Catharinen zur Last legt. Catharina ist allerdings, wie jede unter Gegensätzen vermittelnde Person, der Geschichte in Haß bezeichnet worden vom Katholiken wie vom Protestanten; aber ihre Aufgabe war so schwer, ihre Neigungen waren so stark, daß ihr auch vieles Ueble nicht aus bloßem Hasse nachgesagt werden konnte. So wenig sie indessen fleckenlos, so wenig war sie ein Teufel, sie war ein höchst merkwürdiges, höchst begabtes Weib; ein Weib im Kleinen und im Großen, geschickt und klug und doch innerlichst machtlos.

Es geschah an einem warmen Sommertage, am 10. Juli 1559, daß ein wunderlich Schicksal auf einmal den langen Streit entschied zwischen ihr und

Diana. Die Place royale war mit Schranken und Teppichen geschmückt, der König hielt ein groß Turnier, und schon war ein Tag im Waffenspiele bunt und schimmernd und gefährlich verbracht worden. Da rief der König einen Herrn Montgommery auf, eine Lanze mit ihm zu brechen. Es war derselbe, den man in Paris haßte, der im Auftrage des Königs das Parlament gedemüthigt hatte. Er schien eine Ahnung des Verderbens zu haben, was in seiner Hand ruhte, er zögerte — aber Heinrich befahl ungestüm, Montgommery ritt ein, und sie trafen im starken Pferdeslaufe so heftig an einander, daß die Lanzen bis an's Heft zersplitterten. Ein Splitter flog dem Könige in's Auge, das Blut stürzte wie ein Strom hervor, die Verwundung war tief in den Kopf gedrungen, der Tod endigte bald den entsetzlichen Schmerz.

Dahin sind auf lange Zeit Friede und Lust, dahin die heitere Seite Marot's, die Jagdgesänge, die er jedem einzeln gemacht hatte, wenn der Trupp zu Walde zog! „Ainsi qu'on ouyt le cerf bruire“ hatte Heinrich gesungen, „Du fond de ma pensée“ Diana am anderen Waldwege. Vorüber die Zeit, wo man

so reichlich altfranzösische Heldenmährchen druckte, die Geschichte vom König Karl und dessen Paladinen. Marot's Psalmen stiegen jetzt auch am Tage aus den Wäldern auf, ernst und traurig wie Geißelgesang. Die Protestanten erhoben sich zum ersten Male als Parteimacht, die Parteihäupter erschienen im Felde, der Bürgerkrieg klopfte an's Thor des jungen Königs, der neben der jungen schönen Königin saß. Sie waren beide so jung, kaum über sechzehn Jahre, Franz und die Nichte der Guisen, Maria Stuart! Und ihre Lust dauerte so kurze Zeit, das erste Blut war ein Fluch auf sie gesprützt worden, der sich schrecklich erfüllte. Zu Amboise an der Loire saßen sie, auf dem hohen Schlosse, von wo man hinabsieht bis zu den Thürmen von Tours, und dahin richteten die Hugenotten ihren ersten Streich, sie wollten die jungen Königsleute gefangen nehmen. Aber die neuen Herren des Reichs, die Guisen, wußten davon, sie überfielen die Hugenotten auf dem Wege und massakrirten sie. Nur einige wurden für Amboise aufgespart zum Todesschauspiele für den Hof. Der König, Maria Stuart, der große Capitain und der Kanzler Olivier saßen vorn in erster Reihe, und sahen die Köpfe fallen. Da tauchten diejenigen Hugenotten, an welche nun die Reihe kam, ihre Hände

in das vergossene Blut, hielten sie jener ersten Zuschauerreihe vor Augen, sahen gen Himmel, und beschworen den Fluch Gottes herab. Franz starb im zweiten Jahre seiner Regierung plötzlich an einem Kopfgeschwür, das Schicksal seiner Witwe kennen wir alle, der große Guise fiel unter Meuchelmord! Olivier starb an Gewissensbissen, denn er war im Herzen Hugenot gewesen.

Catharina, unter Franz durch die Guisen zurückgedrängt, führte jetzt ihren zehnjährigen Karl — 1560 — eigenhändig zum Throne, hörte die Schmeicheleien aller Partei, die man ihr der Regentin brachte, höflich an, erwiderte sie, und sann doch auf nichts, als diese Herren des Throns gleichmäßig vom Throne abzudrängen. Das konnte nur gelingen, wenn Friede erhalten und der große Religionszwiespalt in einer Vereinigung geschlichtet würde. Daher ihre immer neuen Vermittelungsvorschläge, ihre Versammlungen aller Partei, ihre stets zuvorkommenden Friedensschlüsse. Denn wenn der Krieg rasselte, da galten die Männer von Eisen, und die weibliche Regentin war unmächtig, und wenn eine Partei ganz vernichtet wurde, so nahm die siegende den Thron ein. Nur ein Königsheld konnte anders verfahren, die Mutter eines zehnjährigen Königs mußte durch

politische Klugheit von einem Tage zum andern eine leidliche Existenz erkämpfen. Zu dieser riesenschweren Vermittelungsrolle hatte sie den berühmten Kanzler L'Hospital zur Seite, und hie und da noch einen andern Parlamentsrath, einen Pasquier, einen Harlay, einen Dumoulin, einen Alciat, einen Dutillet. Denn tüchtige Menschen der Vermittelung sind selten, sie sind den Streichen aller Parteien ausgesetzt, das Hilfsmittel der Parteien, die Leidenschaft, fehlt ihnen, ihre Waffe ist die Bildung, und diese gilt nur, wo sie zugelassen wird, während der Haß sich überall seinen Eingang erzwingt. Glücklicherweise gab's in Frankreich Familien, wo eine bestimmte Conduite wie ein Theil des Wappens durch Jahrhunderte festgehalten wurde, auch die der Vermittelung zwischen Parteien. Dies war das Wappen der Montmorency und der Nevers, und der alte Montmorency ward also Catharinens Exekutor, wenn kein Friedensvorschlag gedeihn wollte.

Sie brachte noch im Jahre 1560 eine große Versammlung in Fontainebleau zu Stande, wodurch wirklich die Verfolgungen eingestellt, ein Concil in Aussicht gestellt wurde. Und noch denselben Winter berief sie die Generalstaaten nach Orleans, verbot selbst den katholischen Rednern die ausschließlichen

Bezeichnungen in Betreff der Ketzer, verbot ausdrücklich die Namen Hugenot und Papist, und setzte eine völlige Amnestie durch in Sachen der Religion. Ja, sie rief die Flüchtlinge zurück, setzte sie in die verlornen Güter ein, erlaubte ihnen sogar den Verkauf der Güter, wenn sie den Aufenthalt im Auslande vorzogen.

Catharina ging so weit, einen Brief an den Pabst zu schreiben, worin Folgendes:

„Die Zahl derer, die sich abgesondert, ist sehr groß. Nicht durch Gesetze, nicht durch Waffen sind sie zurückzubringen. Edelleute, Gerichtspersonen ziehen durch ihr Beispiel die Menge zum neuen Glauben. Glücklicherweise hat sich doch nichts Monströses erhoben, keine Wiedertaufe, keine Antitrinitarier, alle erkennen die 12 apostolischen Symbola an. — Man sollte ihnen willfahren, dies wäre das beste Mittel, die Kirche zu befestigen. Um dahin zu kommen, wäre es nicht gut, die Conferenzen zu vervielfältigen, Vorträge zu heischen für Friede und Versöhnung? Man muß gar sehr vermeiden, daß man nicht durch eine unglückselige Hartnäckigkeit auch noch die der katholischen Kirche in Parteien spaltet.“ —

„Ich würde Euch, sehr heiliger Vater, vor-

schlagen, den Bilderdienst zu unterdrücken, die Taufe künftig nicht weiter als auf das Wasser und den Segen auszudehnen, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt zu reichen, die Psalmen in der Landessprache zu singen, das Fest des heiligen Sakramentes aufzuheben, denn dies Fest ist alle Tage und zu jeder Zeit.“ —

Will man noch mehr? Ist dies Catharina von Medicis, die also an den Pabst schreibt? Sie ist's. Der Pabst war tief betrübt. Sie ging so weit, das große Colloquium im Kloster von Poissy zu veranstalten. Sie gab freie Bahn, zu zeigen, wer der stärkste sei. Wenn Theodor Beza falsche Prinzipien lehrt, sagte sie, so giebt's ja genug beredtsame Prälaten, um ihn niederzubeweisen, und Monseigneur der Kardinal von Lothringen hat ja versprochen, Alles niederzuschmettern mit seinem mächtigen Worte!

Am 9. September 1561 führte sie den jungen König und Alle von königlichem Blut in den weiten Saal des Refektoriums von Poissy, den sie reich hatte schmücken lassen, setzte sich mit dem Könige und dessen Hause auf eine Ballustrade, und gab das Signal, dies Geisteturnier über die Weltfrage zu beginnen. Ja, man hatte Calvin selbst aufgefordert, zu erscheinen und die Vertheidigung seiner Lehre zu führen in

seinem Vaterlande. Er hatte es abgelehnt, war in Genf geblieben und hatte den jungen und schönen Prediger Theodor Beza geschickt. Die Anmuth und der Zauber dieses Calvinisten, seine Leutseligkeit und Versöhnlichkeit erschienen in so grellem Contraste mit dem hugenotisch-puritanischen Wesen, was man zu sehen gewohnt war, ja machten einen so starken Eindruck in Poissy, daß der Kardinal von Lothringen ausrief: Wollte Gott, dieser Mensch wäre stumm, und wir wären taub gewesen!

Der kleine König mußte die Versammlung eröffnen und einladen. Dann sprach l'Hospital, verlangte ein Concil, eine milde Reform. Der Kardinal von Tournon, der heißeste Katholik dieser Versammlung, erhob sich gleich nach ihm, und verlangte, daß solch ein Vortrag, der die katholische Welt so offen verletzte, schriftlich mitgetheilt werde. Catharina, der wirkliche Präsident dieser Versammlung, verweigerte dies ohne Weiteres und rief: Theodore de Beza, Ihr habt das Wort!

Es folgt ein dramatischer Streich, der uns nicht wohl thut: die hugenotischen Priester fallen einen Schlags auf die Kniee, Beza richtete die Augen gen Himmel, sprach ein Gebet, und sämmtliche Hugenotten sprachen ein solches mit lauter Stimme. Das

erschien so gemacht, war so undelikat! Die Altgläubigen hatten nicht mit der Messe begonnen, da es sich hier um Vernunftgründe handelte, und eben um Vermeidung und Ausgleichung dessen, was in den Formen die Parteien trennte. Freilich! solche Mißgriffe gehören zum Glauben an sich selbst, und deshalb zum Gelingen in der Geschichte! Die Versöhnlichkeit ist machtlos vor dem Kampfe, sie ist Schwäche, bevor die Gegensätze sich bis in's Innerste beleidigt haben. Eben so lag ein tiefes Zeichen darin, daß die schwarzgekleideten, bleichen, kalten Hugenotten dergestalt kontrastirten mit der roth und violetten Farbenpracht der Prälaten, mit aller heißen Geberde des Katholizismus. .

Beza entwickelte die Glaubensartikel, Alles war todtenstill. Beza's Schönheit und Suade war eine Brücke zum Ohr der Katholischen, denn ihr Glaube, schwachen Lebens dem trocknen Verstande gegenüber, war in seinem Wohlsein, wo Eindrücke der Schönheit und der Kunst erschienen. Diese innerliche Welt der Kunstmacht hat auch allein das westliche Europa dem Katholizismus erhalten. Wie hätte späterer Zeit in Frankreich der Katholizismus immer wieder entstehn und bestehn können, in einem Lande, was übrigens den consequentesten Rationalismus der Gesellschaft bis

zur nacktesten Spitze trieb! Wie anders, als durch eine Formenwelt der Kunst, welche in den wärmeren Völkern zur andern Natur geworden ist. —

Als Beza indessen an die Frage vom Abendmahle kam, und ausrief, daß Gott in Brot und Wein nur geistig, nicht körperlich gegenwärtig, daß er von Brot und Wein als Stoffen entfernt sei wie die Erde vom Himmel, da brach auf der Bischofsbank die Ungeduld aus in Murren, in Lärm. Sie schlugen mit den Händen auf, und der Bischof von Tournon schrie: Blasphemie! Es ist des allerchristlichsten Königs unwürdig, so etwas anzuhören, hebt die Versammlung auf! Geschähe es nicht aus Respekt vor dem Könige, wir blieben nimmer, wir entfernten uns auf der Stelle!

Catharina beschwichtigte den grollenden Sturm, und endigte von Neuem damit: Theodore de Beza, Ihr habt das Wort!

Beza berief sich auf die Schrift wie Luther. Tournon ertrug dies nicht, sprang wieder auf, und rief ihm die wichtigen Worte entgegen, worin alle katholische Logik gegen den Protestantismus enthalten ist: Wie? Kann die Schrift sich selbst erklären? Braucht sie nicht einen lebendigen Richter, der entscheidet? Dafür ist die Kirche da, daß nicht Jeder die Schrift auslege nach seinem Gutdünken! —

Auch der König, setzte er hinzu, und wendete sich gegen Catharina, auch er ist nur ein Glied der Kirche, er ist nicht deren Haupt, diesem Haupte ist er unterworfen, dies Haupt ist in Rom. Die Meinung der Kirchenväter, sie ist der Führer zur Erklärung der Schrift. Darum soll man sich in gar keinen Dispüt einlassen mit Ketzern, denn sie glauben nicht an eine leibliche Gegenwart Christi, und somit giebt's kein Mittel, sich zu verständigen und zu nähern. — Alle Prälaten erhoben sich hierauf mit einem Male, und applaudirten enthusiastisch, und alle schrien einstimmig, daß das Refektorium von Poissy erzitterte: Wir wollen leben und sterben im katholischen Glauben, und bitten den König, im Glauben seiner Väter zu verharren!

Beza steht auf und sagt: Ich will auf der Stelle antworten, wenn Ihr's erlaubt — Nein, nein! Nichts da! schrieen die Bischöfe, und der Lärm wurde so groß, daß ihn Catharina nicht mehr bewältigen konnte, und genöthigt war, die Sitzung aufzuheben.

Aber sie gab nichts auf. Sie veranstaltete noch eine Versammlung, und der Kardinal von Lothringen und Beza kämpften so gewaltig und so schön mit einander, daß sie sich gegenseitig für Geist und Talent bekomplimentirten, wie zwei schöne Pferde, sagt

Brantome, die einander zuwiehern. Aber der Lärm und Skandal des Klerus folgte demungeachtet, und die Folge waren Pamphlete, mit denen damals die französische Presse ihre Geschichte beginnt und ein Jahrhundert lang auf das Lebhafteste führt.

Catharina und l'Hospital setzten nun eine geheime Gesellschaft nieder auf dem Schlosse von St. Germain. Sie bestand aus zehn Personen beiderlei Glaubens. So hoffte man, endlich doch eine Uebereinkunft zu finden. Beza gab darin sehr viel nach in Betreff der leiblichen Gegenwart, aber die Prälaten verwarfen auch dies, und Catharina rief ihnen entrüstet zu: Ihr wollt also durch kindische Hartnäckigkeit das Reich in Unruhe stürzen!

Von jetzt an gab's keine Konferenzen mehr. Catharina erließ aber selbständig im Januar 1562 ein Edikt, wornach die Protestanten außerhalb der Städte ihren Glauben feiern dürften. Als ob die Parteien jemals ein juste milieu ertragen möchten! Den Hugenotten war's zu Wenig, den Katholiken zu Viel, und beide verwünschten Catharina. Sogar das Parlament von Paris widersetzte sich diesem Toleranzedikte, man schliff die Waffen, man bildete die Ligue.

Ligue wurde europäische Politik, während Catharina die moderne Politik der Könige aufrecht zu er-

halten suchte, die Politik des Besitzes, die Politik der Macht ohne Rücksicht auf Gesinnung. Durch alle Stürme hindurch ward dies auch von den Nachfolgern durchgesetzt, und im Großen ausgebildet zur Idee des europäischen Gleichgewichtes. Nicht mehr die innere Schwere, sondern das äußere Verhältniß wurde Maaßstab. Catharina erhielt den Thron für die Familie und den Königsgedanken dadurch, daß sie just vermittelst der Gesinnung die Vasallen untereinander spaltete, und gegen einander trieb. So schwächte sie diese nächste Gefahr, und erhob die Idee, daß der Thron außerhalb der Meinungsfragen stehe. Richélieu vollendete dies mit Energie zum steinernen Bau, was sie nur mit Weibesklugheit hatte zeichnen können. Die Revolution erst stürzte diese Politik, und die religiose Ligue siegte in der Revolution, nachdem im Verlauf der Jahrhunderte die Religionsfrage über den Himmel verwandelt worden war in eine Religionsfrage über die Erde und man Gesinnung heischte für den Staat, wie einst für die Kirche.

Catharina, die Gesinnung durch den Kalkül verdrängend, ward somit Repräsentant einer neuen Welt, und es ist also ein ganz richtiger Instinkt gewesen, alle ersinnlichen Vorwürfe auf ihr Haupt zu häufen. Man sucht ja so selten den Gang der Welt, den

unendlich mannigfaltigen, man suchte den Schlag des Herzens, der so leicht zu erkennen! Man will die Geschichtschreibung zugerichtet sehn für das kleine, alltägliche Bedürfniß, für das Verhältniß des Einzelnen zum Einzelnen. Hatte sie ein gutes Herz, diese Catharina? War sie dankbar, war sie offen? Schwerlich. Hinab denn mit ihr in den Abgrund der Verdammniß!

21.

Um das Maaß der Sünde voll zu machen, wird Catharina geschildert als ein überaus schönes Weib, begabt mit den gefährlichsten Vorzügen des Leibes und des Geistes. Die alten Chroniker können nicht Wunders genug machen von ihrem Liebreiz im Entgegenkommen, von dem reichen Wuchse, von dem anmuthsvollen Antlitze, dem vollen weißen Halse. Sie habe oft Spitzen um die Schultern getragen, und Niemand habe dann vermocht wo anders hinzusehn als auf diese prächtige Büste, auf dies weißglänzende Fleisch, auf diese pralle Haut. Ach, flüstert ein alter Edelmann, ich hab's von einer ihrer Damen gehört, sie ist überall voll und reich wie ein Götterbild, sie hat Atalantens Bein, und seht nur, seht, wie sie chaussirt geht! Dieses zierlichen Beins halber trägt sie die Kleider kurz, ihre Hand, diese weiße Hand ist die schönste Europa's! Catharina gehörte zu jenen klassischen Schönheiten Italiens, denen die Schönheit fest erhalten

wird durch eine fehlerlose, feste Gesundheit — wie viel sie weinen, sich kränken, Stimmungen wechseln, reisen und wachen mußte, sie blieb eine schöne Frau bis in's hohe Alter, noch im Lehnstuhle auf dem Schlosse Blois, wo sie 71 Jahre alt den Tod erwartete, bewunderte man ihre schönen Hände.

Man schildert sie rachsüchtig. Das verträgt sich wohl mit der italienischen Natur, mit den entschiedenen Stimmungen der Zeit. Man sehe nur irgend einer der damaligen Gestalten sorgfältig unter die Augenlieder, sei er Hugenot, sei er Ligueur, sie zucken alle nicht vor der entschiedensten, vor der tödtlichen Maaßregel gegen den Widersacher, sie fragen nur, ob es zu bewerkstelligen sei. Noch heute ist die französische Neigung so zum Aeußersten entschlossen, wie wir es gern nur südlichen Völkern zutraun, und nicht einem Volke, was am Rheine mit uns grenzt. Die Hauptperson vielleicht allein, Franz Guise, der große Capitain, trug jenes edle Blut in sich, was kein Verbrechen mag zur Genugthuung, und Heinrich von Bearn war ihm — vielleicht — der ähnlichste. Aber man glaube auch nicht, daß Catharina um kleiner Eitelkeit willen rachsüchtig gewesen sei. Henri Estienne hatte ein schneidendes Pamphlet gegen sie geschrieben, sie ließ sich's vorlesen und lachte aus vollem Halse.

Hätten sie mich gefragt, rief sie lachend, ich hätte ihnen noch viel bessere Dinge mitgetheilt! Ueberhaupt ist unser milder Sinn in Deutschland auf einer schweren Probe, wenn er die Geschichte eines heißeren Landes vor sich sieht. Wie rücksichtsvoll ist selbst unsre Historie neben der englischen! Vor jeder durchgreifenden That erschrickt unser billiger Sinn, der das Mißliche menschlichen Urtheils so tief erwägt, und der die That nur erlaubt zum Ausgleichen, nicht aber zum Endigen. Die französische Geschichte ist bis auf den heutigen Tag voll der gewaltsamsten, der durchgreifendsten Dinge. Nicht nur unter Richelieu, ein Jahrhundert nach Catharinen, begegnen wir den entsetzlichsten Todesstreichen, sie zucken bis dicht vor unsern Füßen von Zeit zu Zeit wieder auf und erinnern uns, daß der Franzos ein hitziges, brutales Element in sich hat, und daß ihm ein Niederhalten in Form und Grundsatz unerläßlich.

Der Wendepunkt in Catharinens Charakter, wenn einer existirt, tritt kurz vor der Bartholomäusnacht ein in jenen Planen, die man bei einer Zusammenkunft mit den Spaniern in Bayonne schmiedet. Da war Alba zugegen, da hatte Catharina die Unmöglichkeit einer Ausgleichung unter den Parteien eingesehn, da verhielt sie sich gewiß wenigstens passiv bei

Anhörung der Mordpläne. Indessen fehlt über diesen Punkt aller specielle Nachweis, und was übrigens von Seiten Catharinens als Lebenszeichen aus jener Zeit vorhanden ist, das zeigt sie ganz abgewendet von Staatsgedanken, ganz hingegeben und beschäftigt in Zärtlichkeit für ihre Tochter, die Königin von Spanien, die sie hier seit langer Zeit zum ersten Male wiedersah. In einem Briefe an Montmorency spricht sie von nichts als von Mutterglück und mütterlichem Interesse. Wohl aber zeigen die Nachrichten, daß der kleine Karl, ein jach=leidenschaftliches Temperament, sich fanatisch betragen, und die Hauptperson gespielt habe für mörderische Pläne.

Aber der Mittelmäßigkeit ladet man auch nicht gern die schweren Verbrechen auf, es rundete sich dem Historiker besser und schlagender zur Redefigur, all jene Gräuel Frankreichs auf ein merkwürdig Weib zu lasten, was schwer zu zeichnen ist mit seinen reichen, bedenklichen Eigenschaften. Wie rasch, mit einem schwarzen Striche entledigte man sich des Weibes und aller Räthsel um sie her! Der abscheuliche Gedanke von Saint Barthélemy zum Beispiele ist gewiß ein spanischer, denn nur politische Kälte konnte ihn erfinden, politische Absicht, dem Nebenbuhlerland gleichzeitig eine tiefe Wunde zu schlagen, nur solche Absicht konnte

ihn rathen. Wer zu Frankreich gehörte, der mußte vor der Unklugheit erschrecken, wenn er nicht vor dem Verbrechen erschrak. Ein noch kindischer roher König allein konnte solch ein Mittel pflegen und anwenden. Catharina glaubte nichts, und war deshalb abergläubisch, es sah ihrem unmoralischen Sinne ganz ähnlich, daß sie die Dinge einmal unberührt gehn lassen, sie sich entwickeln lassen wollte wie die Orakel. Alle Klugheit hatte bisher nicht geholfen, vielleicht haben die Kinder Glück, die Unbesonnenen!

So sind auch die Beschreibungen thöricht, wornach sie ihre eignen Söhne zur ohnmächtigen Wollust erzogen und verleitet habe. Sinnliche Freuden waren ihr kein Unglück, und sie dachte darauf auch für ihre Söhne, aber sie war eine zärtliche Mutter, sie war nicht unnatürlich ehrgeizig, es lag ihr Alles daran, in so schwerer Zeit einen ihrer Söhne zum starken Könige zu erziehn. Der Sohn ihrer Vorliebe, später Heinrich **III.** begann auch als Herzog von Anjou seine Laufbahn voller Nachdruck, er ward ein Hauptheld des mörderischen Tages bei Jarnac. War es ihre Schuld, daß er später so kläglich wurde? Wenigstens gewiß nicht in dem Sinne und Maaße, wie die historische Phrase sagt. Diese Phrase erzählt, daß Catharina zu Chenonceaux ihre Ehrendamen die Tafel

ihrer Söhne habe bedienen lassen, und zwar hätten diese filles d'honneur keinen weiteren Schleier gehabt als Blumenkronen. Das wäre viel zu unkünstlerisch für Verführung, viel zu geschmacklos für ein künstlerisch erfahrnes Weib, und es ist ein Unsinn, wenn man bedenkt, daß diese Damen aus der Blüthe des stolzen Adels genommen waren, und sich nimmermehr bequemt hätten zu solchem Odaliskendienste für kleine Prinzen. Solch ein Beispiel zeigt, was derlei, stets wieder nachgesagte Klatscherei für einen Grund und Boden hat. Catharina, welche von Franz die künstlerische Mission übernahm, hat gewiß mannigfach gefehlt in Pflege der Sinnenwelt, die für Frankreich noch neu war, aber so geschmacklos und so grob hat sie nicht gefehlt. Die Sinnenwelt, die Welt der Kunst hing innig zusammen mit der neuen Religionsfrage; war doch König Franz erst entschieden feindlich gegen den Protestantismus verfahren, als er dessen Bilderwuth sah, die Zerstörung versinnlichender Kunstwerke. Catharine war selbst einen Schritt weiter gegangen, und hatte vom Pabste ein Ende des Bilderdienstes geheischt. Wäre sie, eine gescheidte Frau, so inkonsequent gewesen, das sinnliche Element selbst ohne Schimmer und Reiz nackt und wüst auszustellen, in einer Zeit auszustellen, wo sie eines soliden Ansehns

so sehr bedurfte, wo sie in Wahrheit den Hugenoten geneigter war als den Papisten?

Catharina's Feindin Diana stachelte die katholischen Häupter zur ersten Ligue, sie vereinigt Guise mit dem zögernden Montmorency und dem Marschall St. André zum ersten Triumvirat. Franz Guise kam mit seinen Reitern aus Lothringen, um nach Paris zu ziehn. In dem kleinen Städtchen der Champagne Vassy entspann sich ein Streit, der in das bekannte Blutbad gegen die dasigen Hugenoten ausartete. So war das Signal gegeben, wie es scheint gegen Guises Absicht, der sich noch auf dem Sterbebette verwahrt gegen dies Gemetzel. Es ist schon angedeutet, daß dergleichen Maßregeln, die aus dem ritterlichen Kriege wichen, seinem Sinne fern lagen. Für den Erfolg war dies jener Zeit gleichgültig, die Hugenoten nahmen Vassy als blutige Kriegserklärung, die Katholiken als Beginn des Triumphes. Ganz Paris stürzte ihm entgegen, empfing ihn wie einen Imperator, küßte seinen Steigbügel, sein Pferd sogar, und bereitete ihm einen Triumpheinzug durch die Porte St. Dénis.

Wie war er stattlich, wie war er gewaltig dieser Mann hoch zu Rosse, ein Enkel der alten Anjou's,

welche die Krone Neapels und Siciliens und die Krone der Provence getragen! Sein Vater Claude hatte sechs Söhne hinterlassen, sechs Guisen, alle hochgewachsen, alle gesund, alle bis zur Verwegenheit tapfer, alle klug, ein Wald von Männern, deren Gipfel Franz, der älteste, 1519 geboren. Ihm auf dem Fuße folgte Charles, der Kardinal, in seiner Art von gleicher Größe, ein Verstand ersten Wuchses, eine Würde, Pracht und Freigebigkeit, daß sie Sprichwort der Zeit wurden. Der blinde Bettler in Rom hatte gesagt, als er die Handvoll Gold von ihm empfing: Du bist entweder Christus, oder der Kardinal von Lotharingien! Er trug regelmäßig einen großen Schubsack an seiner Hüfte, den der Kammerdiener alle Morgen mit drei bis vierhundert Thalern füllen mußte, und der allen Bettlern offen stand. Wie war die Zeit erfüllt von dem Namen Guise! Nach Schottland hatten sie eine Schwester als Königin geschickt, und deren Tochter war Marie Stuart, leider so frühzeitig verwitwet als Königin von Frankreich. Leider; denn hier bei der ersten Guisenreihe geht das Machtverlangen noch nicht an die Krone selbst, jener Griff nach der Krone war dem zweiten Geschlechte vorbehalten, jenem Balafré, dem Genarbten, dem Sohne Franzens, der, wenn's möglich war, noch leidenschaftlicher angebetet

vurde von Frankreich als der Vater. Auch Franz trägt zuweilen diesen Beinamen von einer Wunde im Gesicht. Vor Boulogne war ihm ein Lanzenstich in's Antlitz gedrungen, die Lanze war abgebrochen, und der Chirurgus mußte ihm das Eisen mit einer Schmiede-Zange herausreißen. Er stemmte dabei, um stark genug ziehn zu können, seinen Fuß an den Kopf des niedergestreckten Herzogs, der damals 19 Jahre alt war und lautlos diese rohe Operation ertrug. Die zeugende Narbe erweckte den Beinamen Balafré, aber Heinrich, sein Sohn, trug eine noch größere im Gesicht und erhielt vorzugsweise jenes Beiwort.

Franz war einen Kopf größer als alles Volk, er hatte ein längliches Gesicht von dunkler Hautfarbe, was von großen, weit geschlitzten Augen belebt wurde. Wie König Franz die Haare kurz geschoren und den Bart lang trug, wegen der Kopfwunde seiner Jugend, so trug auch Guise sein braunes Haar kurz geschoren, und selbst den Bart kurz. Er war in allen Lagen gleichmüthig, sanft gegen den Feind, nachsichtig für den Freund, unermüdlich und bis in's kleinste Detail sorgfältig im Kriege. Er schlief dann nur angekleidet wenig Stunden des Morgens und revidirte allnächtlich selbst die Posten. Die Ordnung seines Kriegswesens war so genau, daß ihn alle Provinzen mit Freude

kommen sahn. Er war kurz und sententiös im Ausdrucke, und sprach wenig, er war noch in den meisten Dingen ein Ritter, und darin ganz unterschieden von Heinrich, seinem Sohne, der ihn an Wichtigkeit für Frankreich noch überholte.

Als der kleine Condé den Triumpheinzug durch die Porte St. Dénis erfuhr, rief er aus: Cäsar ist diesseits des Rubicon, wir müssen handeln! Im Sinne jener Zeit, wo die königliche Person unwandelbarer Mittelpunkt, trafen beide Partei'n in einem Ziele zusammen: sie wollten sich des Königs bemächtigen, um für alle Maaßregeln den Schein der Majestät zu haben. Catharina war mit Karl in Fontainebleau. Guise war am Schnellsten, zu großer Betrübniß Catharinens, die sich lieber Condé anvertraut hätte. Aber es half kein Sträuben, kein Weinen, das Königthum war nach drei Tragen im Louvre, von der gut katholischen Stadt Paris mußte der Krieg ausgehn. Der zögerte denn auch nicht: in Condé, Coligny und Andelot stellte sich ein protestantisches Triumvirat entgegen, man begegnete sich in den Ebenen von Dreux, an der Normandie-Grenze, und eine achtstündige Schlacht Mann gegen Mann entzündete sich. Montmorency wird gefangen, St. André getödtet, die Katholiken wenden sich zur Flucht. Aber Guise war noch da.

Ruhig hat er mitten im Kampfe gehalten, jetzt schreit er: Zu mir! stürzt in die Hugenoten, und schlägt sie. Condé selbst wird gefangen. Guise bietet ihm den Arm, führt ihn in sein Zelt, speis't mit ihm, theilt mit ihm sein Bett. Fest schlafen die beiden Feinde neben einander.

Coligny, der General guter Rückzüge, rettet das Hugenotenheer, und der Krieg ist keineswegs beendigt. Guise eilt, Orleans zu belagern. Am Abend vor dem Sturme hört er, daß seine Frau im Lager angekommen sei, und er eilt aus der Tranchée, um ihr entgegen zu gehn. Poltrot de Méré, dem Guise in der Verschwörung von Amboise das Leben gerettet, lauert ihm auf hinter einer Hecke, erkennt ihn an der großen Guisenfeder, und feuert sein Pistol auf ihn. Guise schwankt, muß vom Pferd — Wie lange, spricht er, ist mir dies zugedacht! Ich bin schuld, aber ich konnte mich niemals gegen Mörder vorsehn! — Man trägt ihn in sein Zelt, man untersucht die Wunde — es muß gestorben sein, die Kugel ist vergiftet! Poltrot gesteht es ohne Weiteres und rühmt sich der That gegen den Feind seines Glaubens. — Deine Religion, sagt Guise sterbend, trieb Dich, mich zu tödten, die meinige treibt mich, Dir zu verzeihn. An seinem Lager stand die verzweifelnde Gattin und Catharina,

die eilig von Paris gekommen war; am 24. Februar 1563 verschied der große Capitain.

Wer hat diesen Mord angestiftet? Coligny! Coligny! schrie Alles, Coligny und Beza sagte Poltrot aus, und Coligny beging die Unvorsichtigkeit, seinen Vertheidigungsbrief mit den Worten zu schließen: „ich erachte den Tod Guise's für das größte Heil, was dem Reiche, der Kirche Gottes und namentlich mir und meinem Hause widerfahren konnte.“

Die Rache der Guisen vergaß dies nicht. Den Kardinal an der Spitze erschien die Guisenfamilie im Louvre, all diese langen Gestalten waren in dunkler Trauer, und schrieen vor Karl um Rache gegen Coligny.

Umsonst bietet Catharina alle Mittel auf zur Versöhnung der Parteien, umsonst versucht sie eine persönliche Aussöhnung zwischen Coligny und dem jungen Guise. Es war zu Moulins, der Hauptstadt des Landes Bourbon, was auf dem Wege von Lyon nach Paris liegt, es waren drei Jahre nach jener Mordthat verflossen, König Karl saß auf einem Throne, die Guisen treten wiederum ein, Coligny erscheint von einer andern Seite, und schwört in die Hand des Königs, daß er keinen Theil an jenem Morde gehabt; die Guisen erklären, daß sie an die Unschuld des Admirals glauben. Wohl denn, spricht Catharina, Hein-

rich, Herzog von Guise, umarmt zur Bekräftigung dieses Worts den Admiral! Heinrich, schon ein Mann wie der todte Franz, schon ein Krieger, der bei Jarnac in den dichtesten Reihen des Feindes den Guisenmörder gesucht hatte, den alle Katholiken mit Jauchzen begrüßt als den neuen Guise, Heinrich wendet sich gegen den Admiral, der auf ihn zuschreitet, aber die harte Guisennatur fesselt ihm den Fuß. Man sieht, wie ein Schauer des Abscheu's ihn schüttelt vor der Nähe des Feindes. —

Entsetzlich ward diese Bewegung klar in der Bartholomäusnacht. Sechs Jahre waren vergangen seit dem Tage von Moulins, neun Jahre nach dem Tode des Vaters. Er war unterdessen der Abgott Frankreichs geworden, dieser Heinrich Guise, schön wie sein Vater, beredt wie ein Apostel, liebenswürdig, unwiderstehlich. Frankreich, sagt der ältere Balzac, war verrückt von diesem Manne, denn verliebt sagt viel zu wenig, die Hugenoten waren für die Ligue, wenn sie diesen Guise ansahn. Und er hörte die Glocke von der Kirche St. Germain l'Auxerrois, die neben dem Louvre steht, er hörte die Glocke der alten Childerich-Kirche in jener furchtbaren Nacht nur mit dem Gedanken an Coligny, und er nimmt Mantel, Hut und Degen nur, um nach der kleinen Straße de Bethisy

zu gehn. Dort ist des Admirals Hotel, dort tritt er in den Hof und ruft hinauf: Besme, ist's geschehn? — Ja, Monseigneur! er ist todt. — Wohl, zeig ihn! Der Körper des Admirals stürzte aus dem Fenster auf das Pflaster des Hofes heraus. Guise tritt zu ihm, wischt das Blut sorgfältig vom Angesichte des noch rauchenden Leichnams und läßt eine Fackel darauf leuchten. Erst als er ihn genau erkannt für Coligny, giebt er ihm einen Fußtritt, und befiehlt, ihm den Kopf abzuschneiden, und selbigen Kopf der Catharina vorzuhalten. Dann schlägt er den Mantel wieder um, und schreitet befriedigt in die Nacht hinaus, in die Mordgassen von Paris.

Denselben Fußtritt, Guise, wird Dein Leichnam erfahren von einem kleineren Menschen denn Du! —

22.

Von Zeit zu Zeit ist es den Verschränkungen der Bildung heilsam, die wilde, ganze Seite der Männer zu sehn, die mit Blut gedüngt haben für eine Zeit der Feder. — „Die Menschheit bezahlt es zu theuer, daß ein Mensch über die menschliche Kraft hinausreiche," sagt Montesquieu einmal, aber es ist dies nicht einer seiner großen Gedanken, er kommt aus den Falten seiner Gerichtsrobe. Der Werth besteht nicht in der großen Zahl, er besteht auch im Gewicht, und unser heutiger Weg durch die Majoritäten, ein nöthiger aber prosaischer Weg, wird nur ein Durchgang sein zu neuen Maaßstäben. —

Bei dem Tode Karl's und später bei dem Heinrich Guise's erscheinen nicht bloß politische Symptome, sondern völlig gereifte Zustände, die Niemand erwarten sollte. Die französische Revolution tritt wie zur Probe zweihundert Jahre früher auf, beim Tode Guise's kann man Frankreich von 1589 neben Frankreich von 1789

stellen, sie gleichen sich bis in's kleinste Detail, sie gleichen sich wie ein Tropfen Wasser dem anderen. Sie sind deshalb nicht dieselben, zweihundert dazwischen liegende Jahre sind nicht überflüssig gewesen. Es war eben die Wirkung gewaltiger Menschenbilder, die der Volksanlage so früh eine Gestalt gab. An den Guisen wuchs die Nationalform blitzschnell in die Höhe, obwohl nicht die Guisen, nicht die Condé's, nicht die Béarn's just diese Form zu befördern wünschten. Der starke Mensch weckt Stärke, und der Historiker muß ihn segnend hinnehmen, auch wenn seine politische Absicht gar nicht übereinstimmt mit der des Helden.

Das Munizipalleben Frankreichs, was sich jetzt so furchtbar entwickelte, es dankte seinen Ursprung einem Tyrann. Ludwig XI. hatte die Communen begründet, die freie Wahl unter den Bürgern, er hatte ihnen Waffen und eigne Polizei gegeben. Jeder Despot gründet für seinen Despotismus eine neue Macht und in ihr den Tod despotischer Uebertreibung, in ihr den Samen eines neuen Fortschrittes. Sobald des Despoten persönliche Ueberlegenheit ermattet, sobald er demzufolge in's Unrecht kommt, weil sein Recht nur die Ueberlegenheit ist, dann bildet sich ein höherer Standpunkt, wenigstens ein neuer Standpunkt des

politischen Rechtes innerhalb der despotischen Macht. Das Persönliche wird abgestreift wie die Bohnenhülse, und die frische Frucht nährt und kräftigt den Feind des Despoten. Ludwig XI. schuf die Communen gegen die Feudalmacht, und die Communen beherrschten zweihundert Jahre später das Königthum. Franz schuf Kunst und Wissenschaft gegen die Rohheit des Seigneurs, Kunst und Wissenschaft waren zwei Jahrhunderte später von größerer Würde und Macht als die Inhaber der Krone; Heinrich IV., der erste Bourbon, hob die Parlamente, die Parlamente dekretirten den Untergang der letzten Bourbons, Richelieu schuf die Centralisation im Königthume, und diese Centralisation machte einen so schnellen Sturz der Royauté möglich.

Das livre des bannières auf der Pariser Polizeipräfektur, wo alles innere Gewebe der Gewerksrechte, der Confrerien rechtlich ausgesponnen liegt, ist eine der deutlichsten Geschichtsquellen. Die Ligue hielt streng auf all diese Rechte breitester Selbsterwählung unter den Bürgern, sie ging von Paul zu Peter, ihre Despotie war eine demokratische, ihr Kind mußte eine demokratische Macht werden. Der stolze Guise hatte nichts weniger im Sinne, als demokratisches Königthum, dies babylonische Geschwätz und Rechthaben war ihm in der Seele zuwider, er wollte nur auf dieser

Leiter hinauf, und dann die Leiter in Gott weiß welchen Abgrund werfen. Aber solche Leitern politischer Hilfsmittel, die man aus gebrechlichem Holze zu zimmern glaubt, sind stets wie durch Wunder, durch Zeit und Wetter steinerne Treppen geworden, wenn man oben am Ziele ist, und sich umkehrt. Da stehen die Helfershelfer, die man einzeln hinter sich glaubt, die man leicht abzuschütteln denkt, sie stehen in breiter Schaar lächelnd oder grinsend beim Usurpator, kaum durch eine schmale Stufe getrennt, sie zerren am Mantel. Kein Mensch, sei er noch so groß, kann einsam bleiben in der Macht. Ein jäher Tod sparte dem stolzen Herzoge Heinrich die Erfahrung, ein jäher Tod wäre ihm sicher gewesen, hätte er selbst die Krone Capet's auf sein Haupt gesetzt.

Karl IX., dieser jähzornige Jüngling, der sich hinter dem flüchtigen Hirsche eben so wüthend erzürnen konnte wie allem Widerspruche gegenüber, er hatte die Bartholomäusnacht frank und frei auf sich genommen, er hatte den Bräutigam dieser Bluthochzeit, seinen Schwager Heinrich von Bearn barsch angefahren: „die Messe, den Tod, oder die Bastille,“ er hatte mit solchem Schreckenssysteme Alles zerstreut, den Widerstand, wie den Frieden.

In der Normandie sammelte sich bald der neue Widerstand. Sully, freilich eine unsichre Quelle, erzählt, daß Karl Tag und Nacht verfolgt worden sei von den schrecklichsten Gesichten der Saint Barthélemy, und daß er von Grausen durchschüttelt seinen Arzt um Hilfe gefleht. Dies aber ist sicher: er siechte von Stund an dahin, und schleppte sich mit Schmerzen zwei Jahre lang; auf St. Germain konnte er nicht ersterben, weil der Feind aus der Normandie hereindrang in Isle de France. Unter entsetzlicher Todesqual mußte sich der vier und zwanzigjährige König nach dem Louvre bringen lassen, und dort starb er 1574.

Sein Bruder Heinrich, des Namens der Dritte, wird aus Polen gerufen, wo er als erwählter König sich gelangweilt und geärgert hatte, und unter ihm erreicht dieser ruckweise Bürgerkrieg nach allen Seiten hin seine Höhe und seine Endschaft, die Ligue wird erst Ligue in konsequentester Bedeutung, der Haß, der Krieg wird ingrimmig, die Revolte wird Rebellion, die Rebellion wird einige Monate lang wirkliche Revolution, die Heinrich IV. bezwingen muß wie Napoleon die spätere bezwang. Bis dahin, selbst in den grimmen Schlachten von Jarnac und Montcontour war der französische Scherz und manche rit-

terliche Art niemals ganz ausgegangen. Nach Jarnac, wo Condé gefallen, sangen die Hugenoten zwar:

Le prince de Condé
Il a été tué,
Mais Monsieur l'amiral
Est encore à cheval
Avec la Rochefoucauld
Pour achever tous ces papaux, papaux, papaux!

aber es war troß dem haßlustigen papaux, papaux noch Heiterkeit in solchen Gesängen. Am Abende vor der Hugenottenniederlage bei Moncontour ließen die Seigneurs der Ligue denen des Hugenotenthums sagen: Nehmt Euch in Acht, wir sind Feinde, aber wir hassen Euch nicht, macht den Admiral aufmerksam, daß wir in diesem Augenblicke sehr stark sind, er soll einen Monat temporisiren, dann zerstreuen wir uns sicherlich. —

All dergleichen hörte jetzt auf, rücksichtslose Feindschaft trat an die Stelle. Heinrich III. mußte 1576 das günstigste Edikt geben, was die Hugenoten noch erlangt hatten. Nur Paris und zwei Lieues im Umkreise waren ausgeschlossen für ihren Kultus, die verheuratheten Priester sollten ungestört, deren Kinder sollten legitim sein. Eine brüllende Entrüstung der Katholiken folgte diesem Edikt, ganz Paris schrie auf, und die Ligue entschloß sich von diesem Augenblicke zur ärgsten Schlacht.

Der Liguen=Plan war ursprünglich ein Guisengedanke, und gehörte dem Kardinale Charles, der auch 1574 gestorben war. Auf dem Concile zu Trident hatte er ihn gefaßt, zugleich als Mittel, den Lothring'schen Stamm an die Stelle der Valois zu setzen. Franz Guise hatte diese weite Absicht nicht völlig getheilt, theils weil er loyaler gesinnt war und nur Königsmacht, gleichviel unter welchem Titel, haben wollte, theils weil er das Vorurtheil der Franzosen gegen die Ausländer noch für ein zu tief gewurzeltes Hinderniß ansah. Der Lorrain war damals noch ein étranger, und ein étranger war noch ein barbarus, des französischen Thrones unwürdig. Diese Bedeutung des étranger, lebhaft in jeder starken Nation, ist heute noch in der französischen Provinz nicht ganz verschwunden, obwohl die Revolution von 1789 ihr den Lebenskeim ausgebrochen hat.

Der Liguenplan datirte also von 1562. Franz fällt, es fehlt die handelnde Hauptperson, Heinrich zählte damals erst dreizehn Jahre. Aber mit achtzehn nimmt er alles Vermächtniß auf, er läßt die erste Schwurformel aufsetzen und im Sommer 1568 vom Adel der Champagne und Brie unterzeichnen. Der Champénois war immer an der Spitze des Katholizismus. Von da an bestand diese Verschwörung im

Geheim, und äußerte sich lauter und leiser je nach dem Zeitbedürfnisse. Jetzt war das Zeitbedürfniß schreiend. Heinrich Guise, der Balafré, erhob sich, und sandte seinen Partisan, einen Sieur der Picardie, Namens de Humières, in die Provinzen. Die Ligue hatte wie der spätere Jakobinerklub ihre Filiale durch ganz Frankreich. Humières beruft eine Versammlung nach Péronne, und konstituirt die Ligue von Neuem. Zweihundert Edelleute unterschreiben auf der Stelle; in Maimbourg sind sie alle namentlich aufgeführt. Merkwürdigerweise war der Norden das Hauptlager des Katholizismus und der Ligue. Fast konnte man sagen, daß die Loire die Grenze gebildet habe zwischen den Religionen, nur das Lyonnais, Haut-Poitou, Marseille und Toulouse sind ganz auszunehmen; so wie im Norden auch manche Provinz, zum Beispiele die Normandie, mit Hugenoten versehen war. Aber selbst die nördlichen Loireufer, das Land von Orleans und Blois galt nicht für eifrig katholisch. Der Südwest, das Land von La Rochelle, von Saintonge, die Guienne, die Gaskogne, das Languedoc waren rein hugenotisch, und der feste Bergstock in der südlichen Mitte Frankreichs, der über die schöne Auvergne nach Lyon hinüberfällt, und südlich über die Cevennen nach Montpellier hinabreicht,

er war meist hugenotisch, das alte Alby, die Heimath der Albigenser, liegt da, die starken Bergleute der Cevennen waren hier das stets bereite Aufgebot.

König Heinrich hört diese Vorbereitungen der Ligue, aber ein leichtsinniger Mann macht er kein Arg daraus trotz Catharina's Warnung. Folgendes öffnet ihm die Augen über alle Zukunft. Von Rom zurückkommend stirbt in Lyon ein Agent der Guisen, ein gaskonischer Advokat Namens David, und man findet in seinem Felleisen eine merkwürdige Schrift, einen Stammbaum der Guisen. „Die Nachkommen Hugo Capet's“ — heißt es darin — „haben bis jetzt illegitim geherrscht, die Lothringer sind die richtige Nachkommenschaft Karls des Großen. Guise soll und wird der Ketzerei und den Valois ein Ende machen, wird den König geschoren in ein Kloster schicken, und mit dem Segen des Pabstes, alle gallikanische Kirche vernichtend, die Krone Frankreichs empfangen.“ —

Die Gerüchte über den Usurpations-Uebermuth waren also so wohl begründet? Die alten Majordomen, die Karl Martell und Pipin erhoben sich vor den nachdenkenden Blicken Heinrichs. Er verbot die Ligue. Sie wird nur eifriger. Er erklärt sich selbst zum Chef, und sorgt, daß der Pabst die Sanktion verweigert — das hält Alles nur hin. Guise arbei-

tet Tag und Nacht, Jahr um Jahr, verbündet sich immer enger mit den Bürgerkommunen von Paris, verbündet sich mit Juan d'Austria, einem Bastard Karl's V., dem er für den Thron Frankreichs den Thron der Niederlande verspricht, verbündet sich nach Juan's Tode mit Philipp II. selbst, der keinen Anstoß nimmt an diesem bei Juan entdeckten Vertrage, denn Juan ist todt, und Guise, ein Schwert gegen die Ruhe in Frankreich, lebt. Was hat der Balafré für Sorge! Es ist thunlich, durch rasche Streiche gegen die unterhöhlten Valois sich auf den Thron zu schwingen. Aber von frecher Usurpation erwartet er keine Dauer. Soll er nicht den halb legitimen Weg verfolgen? Aber der ist so weit! Noch lebt der jüngste Sohn Catharinens, der Duc d'Alençon, Monsieur, er ist Soldat, hat Muth, ist legitimer Erbe, aber er ist den Katholiken zuwider, er ist zu beseitigen. Soll er von König Heinrich erzwingen, daß er ihn, den Guise, zum Dauphin erklärt? Denn hinter Monsieur erscheint der Bearner, der Hugenottenführer im Hintergrunde als nächster Erbe, der Schwager des Königs zwar, der Enkel Margarethens von Valois zwar, aber eine Unmöglichkeit für das katholische Frankreich. Soll er warten, soll er durchhaun? Seine Schwester Catharina, die männliche

Montpensier, schreit ihm täglich in die Ohren: Schäme Dich, Heinrich, man wird Dich für feig halten, Du weißt nicht zu endigen!

Da kommt die Nachricht: Monsieur, der letzte Sohn Catharinens, ist plötzlich in Chateau Thierry gestorben, vergiftet, wie es in den Mémoiren de Nevers heißt, durch ein Bouquet, was ihm seine Maitresse gegeben. Jetzt ist der Thron offen. König Heinrich pilgert umsonst mit seiner jungen Frau barfuß nach Chartres, um einen Erben zu erflehn von Notre dame de Chartres, man weiß von Heinrichs Ärzte, daß alle Pilgerschaften der Welt nichts helfen können. Jetzt steht der Bearner Hugenot als Thronerbe im Vordergrunde, jetzt erhebt sich die Ligue ungestüm. Die Parteien sondern sich saubrer, die Ligueurs, **les zélés**, scheiden sich streng von den **politiques**, die zwar auch Katholiken sind, sich aber allenfalls auch den Bearner gefallen lassen. Diese Politischen, die Vermittelungs-Aufgabe Catharinens übernehmend, haben ihren Mittelpunkt im Parlamente. Die Ligue hat ihren Mittelpunkt in der Bürgerschaft und dem Volke, und ist hundertfach mächtiger. Sie errichtet das Comité der Sechzehn nach den sechzehn Quartieren von Paris, und diese gefürchteten Seize schicken einen Boten um den anderen nach Lothrin-

gen, der Balafré solle kommen, und in's Louvre ziehn. Aber der Balafré zögert, ihm ist die Frucht noch nicht reif, er vertröstet und vertröstet, und schickt endlich, da er nicht mehr ausweichen kann, seinen Bruder Mayenne. Wohl instruirt begiebt sich dieser zuerst respektvoll in's Louvre, und erst Abends zehn Uhr empfängt er im Guisenhotel, Hotel St. Denis, die Verschwornen, um den Barrikadenplan zu entwerfen. Die Barrikaden sind ein alter Pariser Gedanke, sie waren nur damals aus Mangel der Omnibus-Wagen nicht so leicht bewerkstelligt, und man bediente sich zu ihrer Einleitung schwerer Ketten. Aber der Verräther ist unter den Ligueurs! Nicolas Poulin, der uns alle Détails dieser Verschwörung geschrieben hinterlassen hat, wird in selbiger Nacht von Reue gepeinigt, und geht hin zum Kanzler de Chive und erzählt ihm Alles. Dieser eilt zu Epernon, dem Favoriten Heinrichs, dieser zu Heinrich — ach was, sagt der Valois, es wird übertrieben sein, und wir haben heut Abend großen Ball!

Durch die ganze französische Geschichte zeigt sich die französische Welt in ähnlicher Weise: wie ernsthaft eine Politik vorbereitet ist, Leben und Gewohnheit behält daneben alles Recht, man unternimmt die Ausführung nicht bei schlechtem Wetter, man schiebt

ein Vergnügen nicht bei Seite, weil das Leben dabei gefährdet sein könnte, man greift sich auf Leben und Tod an, und unterbricht sich durch ein gemeinschaftliches Gelächter, wenn eben etwas Komisches sich ereignet. Der Franzose ist vor allen Dingen natürlich und höflich, wie viel Mühe er sich auch gebe, dogmatisch zu sein. Und Heinrich Valois bot nun gar ein wunderlich Gemisch in seinem Wesen: Frühzeitig ein talentvoller, rascher Krieger, der die alten Hugenotengenerale auf's Haupt geschlagen, erschien er doch als König meistens ohne Nachdruck. Ein zuckendes, unstätes Wesen trieb ihn in den Zimmern hin und her, Knabenscherze mit seinen Mignons, wie die Favoriten, die Epernon, die Joyeuse &c. genannt wurden, unterbrach er durch bigotte Bußübungen; in gelbe Seide prachtvoll gekleidet, vergißt er doch nicht den Rosenkranz von Todtenköpfen an die Hüfte zu hängen, ja er tanzt mit der Bußkappe auf dem Kopfe, die Pönitenzgeißel an der Seite. Es sind viel wichtige Eigenschaften in diesem Heinrich vereinigt, er ist in jeder Stunde und Lage fähig, Schweres vorzunehmen, er kann beredt sein, wenn es Noth thut, kann sich sammeln in der schrecklichsten Aufregung, kann geistreich und überlegen, in vornehmer Königsart das Gespräch werfen. Und doch erscheint er im Zusammenhange als

einer der kläglichsten Regenten Frankreichs, denn seinen Eigenschaften fehlt der Zusammenhang, fehlt die organische Charakterfolge, sie fallen wie eine zerrissene Perlenschnur auseinander zu Halbheit, zu Unschlüssigkeit. Er erscheint wie eine Substanz, deren Persönlichkeit von einem Gifte durchdrungen ist, er scheint selbst die Empfindung zu haben, daß sein Ich jeden Augenblick in Atome auseinanderfallen könne. Daher jene ruckweise Melancholie, die ihn bisweilen wie ein drückender Wind hierhin und dorthin stößt, und ihn sich flüchten läßt in Kloster- und Todesgedanken, welche seinem ursprünglich vergnügungstollen Blute zuwider sind. So wollte er einst das Boulogner Holz in sechs Alleen spalten lassen, die in einem Mittelpunkte zusammenliefen. Dieser Mittelpunkt sei geziert mit einem prächtigen Mausoleum, worin sein Herz und die Herzen seiner Nachfolger. Jedem Ritter des heiligen Geistes werde in den Alleen ein Grab und eine Bildsäule von Marmor errichtet, getrennt vom nächsten durch düstre Eibenbäume — „in hundert Jahren", sagte er, „wird dies eine entzückende Promenade sein durch wenigstens vierhundert Gräber!"

Am Morgen nach dem Verschwörungsplane im Hotel St. Dénis erscheint Mayenne harmlos im Louvre — Wie, Cousin, ruft ihm der König heiter

entgegen, verlaßt Ihr die Ligue? Mayenne stutzt, und fragt und läugnet, da er den Plan verrathen sieht. Rückkehrend zu den Ligueurs entwirft er ihnen neue Pläne, nimmt Abschied, und eilt zum Balafré. Poulain verräth jeden neuen Plan, man sieht sich wie in einem Zauberwalde, da sich dies von Woche zu Woche wiederholt. Die Ligueurs sind außer sich, und schreien nach dem Balafré, und doch thut auch der König nichts gegen sie, und diese gewaltsame Politik, die um Leben und Königthum streicht, erscheint wie ein Kartenspiel, nur in Frankreich möglich. Epernon verlangt Angriff und Greveplatz, „das eilt nicht", sagt der König, und geht nach St. Germain, um Ball zu spielen.

Ein Weib, die Montpensier erträgt das nicht länger. Sie veranstaltet es, den König aufzuheben, wenn er aus der Messe von Vincennes durch die Barrière zurückkehre. Das mißlingt, man ist nun thatsächlich kompromittirt, der Balafré ist nun unerläßlich. Er kommt — es war im schönen Monat Mai 1588 — sein Brissac, sein St. Paul, seine bärtigen Reiter sind neben und hinter ihm, Hosiannah dem Makkabäer! schreit ganz Paris, und jauchzend wie den Hohenpriester empfängt es ihn an der Porte St. Dénis. Nun zittre Louvre, zittre Valois!

Was geschieht? Nicht mit Sturm erscheint der Balafré im Louvre, sondern allein, höflich, ein aufwartender, aber stolzer Vasall. Laßt ihn fesseln, Sire, laßt ihn fesseln, Sire, so kommt die Gelegenheit nicht wieder, rufen die Vertrauten. Ja, aber wartet mein Zeichen ab.

Und sie sprechen mit einander, der Valois und der Guise, unmerklich sieht sich der Balafré um, ob drohende Zeichen erscheinen. Alle Königlichen hängen mit den Blicken am Auge des Königs. Es war ein innerlich belebtes Bild. Das Kostum der Zeit war lebhaft und farbig: man trug das Wams von brochirter Seide, geknöpft vom Gürtel bis zum Halse, bauschige Aermel, gepolstert und mit Fischbein gesteift, eine große Fraise um den Hals, ein kurzes Mäntelchen mit Goldtressen bordirt, einen hohen, spitzigen Filzhut mit breiten Rändern und breiter Feder, spitze Büffelschuhe, amaranthne oder grünseidne Strümpfe, die Hosen von der Farbe des Wamses. Lichte Farben waren Mode. Man trug seidne gestickte Handschuhe, Kette und Medaillon um den Hals, einen breiten Gürtel, der auf der einen Seite eine Tasche oder Börse hielt, auf der andern den langen Degen mit blankem eisernen Griffe. Büffelstiefel waren Negligée, ein langer, spitzer Bart war allgemein.

Die Damen tragen sehr weite Kleider, besonders über die Hüften weit, damit die Taille unter dem langen Schnürleibe desto enger erscheine. Die Mode stammt noch von Franz, geht aber mehr und mehr der Uebertreibung zu. Die Haare sind frei, die Stirn ist glatt à la Stuart, hinten flattern Bänder vom Chignon auf den steifen, aufrecht stehenden Kragen. Die Aermel sind Gigots wie im neunzehnten Jahrhunderte. An der Seite trägt man die große Tasche — gibecière —, worin manche einen kleinen Jagdhund, ein Eichhörnchen oder einen Papagei mit sich herumführt. Um den Hals trägt man Ketten, um die Schultern seidne Mantillen, wenn man über die Straße geht, so deckt eine halbe Maske, bald schwarz, bald blau, bald rosa das Gesicht.

So schimmerte in Farben der große Empfangsaal des Louvre, als der Balafré vor Heinrich stand, und Heinrich das Gespräch zu spinnen suchte, um den letzten Entschluß noch eine Weile hin zu halten. Man hört fern hinter den Thüren die Eisentritte der Garden, die sich aufstellen zur Gefangennehmung des stärksten Mannes in Frankreich. Ihn gefangen nehmen hieß den Schleier abreißen von einem Kampfe um Leben und Krone. Da grüßt der Balafré zum Abschiede — bleibt doch noch, Cousin, ruft Heinrich,

— der Balafré lehnt ab, und wendet sich, die Royalisten fragen dringend in Blick und Geberde, Heinrich giebt kein Zeichen! Der Balafré schreitet durch die Garden, schwingt sich im Hofe auf's Roß, und hui! wie flog er in die Stadt hinein! Mit ihm das Zeichen zur Barrikaden-Rebellion. Die Chatelets, die Bastille fallen in die Hände der Ligue, der Valois ist bald auf den Louvre beschränkt, aber umsonst beschwört die Montpensier ihren Bruder, den Louvre zu nehmen. Er will durch Unterhandlung auf scheinbar legalem Wege zum Ziele kommen, er ist nicht so politisch klug wie Catharina. Mitten in den barrikadirten Straßen erscheint sie, die Dame in schwarzer Seide, sie schilt nicht, sie bittet nicht, sie fragt nur, sie verspricht, sie nöthigt nur den Balafré, mit dem sie in steter Verbindung geblieben, ihr sein Ohr zu leihn, die Zeit zu verlieren, sie zwingt ihn durch ihre Gegenwart, auch in der offnen Rebellion die Maske der halben Maaßregel zu tragen, und dadurch die Rebellion zu lähmen. Nun benutzt der Valois die halbe Maaßregel, steigt zu Pferde, und jagt verhängten Zügels an der Seine hin nach St. Cloud hinaus. Denn der Louvre, am Wasser gelegen außerhalb der alten Stadt und durch's Wasser getrennt von dem großen Faubourg St. Germain, gab eine freie Paſ-

sage nach dem Westen hinaus. Zwar hat er den Louvre nie wieder betreten können nach dieser Flucht, aber er rettete sich die Krone vor den Guisen, er rettete sein Haupt vor der Schere jener Montpensier, die sie immer bei sich trug, um dem Valois die Mönchstonsur zu scheren.

Der Balafré ward starr in Wuth und getäuschter Erwartung, als er diese Flucht hörte — so hatte er sich doch verrechnet! So ließ sich das Aergste doch nimmermehr in hergebrachter Form verrichten! Das Neue will neue Mittel. Der Balafré war wie vom Donner gerührt, seiner so starken und doch so feinen Hand war der Erfolg entglitten. Er unterschied sich dadurch von seinem Vater Franz, daß ein feines, elastisches Gewebe von Diplomatie, von moderner Klugheit in ihm organisirt war neben dem ungeheuren Muthe der Guisenart. Er war eben so furchtbar tapfer und unternehmend wie sein Vater, aber er konnte mit langsamer, eiserner Geduld vorarbeiten und harren. Dies, was eine Bereicherung erscheint, verdarb ihn, denn er hatte zu kämpfen gegen einen Gegner, der sich ebenfalls durch bloße Form zu vertheidigen wußte, den ein zerbröckelt Naturel und täglicher Rath einer Mutter dazu trieb. Das Verwandte ärgert sich, das Verschiedene aber unterjocht sich gegenseitig. Was

blieb dem Balafré nun übrig, als unter der Form eines bescheidenen Vasallen mit kleinem Gefolge einzureiten in den Louvre, und dem Präsidenten des Parlaments ankündigen, daß er dem Könige Paris erhalten und die Barrikaden einreißen werde? Da stand er am Louvrebalkone, der regelmäßig schöne Mann mit der königlichen Geberde, mit dem aller Welt furchtbaren, alle Welt einnehmenden Blicke, und sah düster hinab auf die Masse, die ihm entgegenjauchzte. Er war immer erst halber König, der Valois hatte in Chartres den legitimen Königssitz aufgeschlagen, und die furchtsamen Parlamentsräthe zogen ihm nach und dem mächtigen Schatten der Legitimität, der Louvre war ein erobertes Haus, aber kein Königshaus. Er hatte gegen sich selbst gefehlt, und dies verdüstert am Meisten. Was ich nicht in einer Viertelstunde beschließe, war sein Spruch, das bring ich ein ganzes Leben lang nicht zu Stande. Und er hatte es beschlossen, König von Frankreich zu werden, und den letzten, den nahen Griff hatte er durch Klugheit versäumt. *Οὐδὲν μικρόν* — nichts Kleines — führte er als Devise, und doch hatte er klein gehandelt, weil halb. Ruhm interessirte ihn nur als zur Macht führend, er war nicht mehr sorglos und frank wie der alte französische Ritter, als augenblicklicher

Herr im Louvre zu schlafen war für ihn ohne Werth.

Was geschieht nun? fragten verdrießlich die finstern Ligueurs, die hinter ihm im Louvre standen. Sie trugen große Mäntel von Serge, grün oder braun, ihr Hut war spitz, an den gelbledernen kurzen Stiefeln, am Rosenkranze um den Hals, am doppelten Kreuze ╪ erkannte man sie überall. Ein Vers jener Zeit sagt:

Mais dites moi, que signifie,
Que les ligueurs ont double croix?
C'est, qu'en la ligue on crucifie
Jesus Christ encore une fois —

Nach Chartres müssen wir reiten! war des Balafré Antwort. Catharina war kühn und weislich in Paris geblieben, sie vertrat das Königthum, sie übernahm in letzter Instanz die verwirrten Zügel der Hauptstadt-Regierung. Sie vermittelt sogar einen formellen Frieden, wornach Heinrich von Guise lieutenant général wird, und Alles wie beendigt aussieht. So ist der Sturm wieder beschwichtigt, und sie zieht mit Guise gen Chartres. Der König hat sich dort gelangweilt, hat einen Besuch in Rouen gemacht, sich an Fischerspielen wie ein Kind ergötzt, und ist eben wieder zurückgekehrt nach Chartres, nachdem er die Generalstaaten ausgeschrieben. Das Bedürfniß großer Lan-

desformen war allzu deutlich nach solcher Unform. Blois an der Loire hatte er dafür erwählt, weil dort ein unbefangenes, mäßiges Volk wohnte, was nicht angesteckt war vom Liguengeiste. Er war noch nicht lange zurück nach Chartres, da erscheint in reisiger Pracht der Ligueurzug von Paris, Catharina und der Balafré an der Spitze. Hinter der alten Königin tritt der Usurpator in's Zimmer, seine Haltung ist voll Höflichkeit, und doch fühlt Alles: es ist der Balafré, der dem König die Hand küßt. Der König umarmt ihn lachend, und nimmt ihn neben sich zur Tafel. Auf wen trinken wir? — Majestät haben zu befehlen — Nun denn, auf unsre guten Freunde, die Hugenoten! — Eh bien — Dann auf unsre Barrikadeurs!

23.

Terassenförmig hebt sich Blois nördlich von der Loire in die Höhe. Es ist eine Mittelstadt, die für den Deutschen etwas Romantisches hegt durch die steinernen Terassen von der Kathedrale herab, durch die grünen Bäume des Bisthums, durch den weiten Blick links und rechts die Loire entlang, durch die verschränkten, heimlichen Steintreppen, welche hinabführen in die untere Stadt, durch die Brunnen, welche in den Winkeln der Abhänge brüseln, und wo die blesischen Mädchen, offene, aufgegangene Gesichter und Formen, heimlich sich unterhalten. Ihr Kopfputz, dieser Stolz französischer Provinz, ist so rund abgegrenzt, so Stuart-mäßig, und giebt ihnen ein gar naives Ansehn. Das Schloß selbst liegt ebenfalls am oberen Hange des Berges, und stellt jetzt noch schwarze und weiße Zeiten dar, wenn man durch einen Thorbogen in das Quadrat des Schloßhofes eintritt: rechts ein tief dunkles Haus mit Chambord'scher

Thurmtreppe, mit Fenstern ungleicher Höhe; geradeein ein lichtes Schloßgebäude italienisch-französischen Geschmacks aus Ludwigs XIII. Zeit; links daran sich drängend, den Winkel bildend nach der Loire hinab, der schwarze Thurm, wo Catharina die astrologische Zauberei getrieben, und wo man von einem einzigen Punkte aus Chambord entdecken kann drüben im Walde der Sologne. Von diesem Thurme aus links nach dem Eintretenden hin ist der Loire-Abhang durch niedriges Gemäuer halb verdeckt, und das Viereck des Schloßhofes wird durch ein dunkles Thorhaus voll gemacht, durch welches man eingetreten. Gras wächst auf dem Hofe, Steine liegen umher, das Schloß ist unbewohnt, es ist Kaserne, der pfeifende Soldat putzt sein Bandelier, oder schläft in der Kühle dieser dicken Mauern. Rechts vom Eingange, in dem unregelmäßigen Hause der Thurmtreppe wohnte der Valois, war der Saal der Generalstaaten. Auf der andern Seite dieses Gebäudes, nach Norden hin sieht man auf einen hügligen, zum Theil grünen Platz, den hie und da ein schlanker Baum interessant macht, und den hoch im Hintergrunde eine kleine Kirche begrenzt. Dies war die tägliche Aussicht des Königs, wenn er im Groll nachsann über den verhaßten Nachbar. Denn der Umfang des Schlosses ist klein,

und im Mittelflügel, dicht neben ihm, dem Nominal-Könige, wohnte der Balafré, der sich die Würde eines Maire du Palais ertrotzt hatt, der wirklicher Major domus war, so mächtig wie Karls des Großen Vater, Pipin. Die Herrscher wohnten eng und unbequem zu Blois im Herbste 1588. Zwei solche Mächte so nahe neben einander konnten nicht lange bestehn. Die Lothringischen Pagen und Kriegsleute machten einen frechen Lärm auf dem kleinen Hofe, und im Saale des Thorschließers wurden die Leute des Königs täglich verhöhnt und beleidigt, zuweilen mit dem blanken Degen selbst.

Der Valois sann wohl auf ein unerwartet Ende solchen Zustandes. Es war vor Kurzem ein Brief des Pabstes in Frankreich angekommen, worin der Balafré über Alles gepriesen und der großmüthige Makkabäer genannt worden war. Dieser Brief zirkulirte gedruckt, und traf den König in's Herz. Man hatte den wechselvollen Heinrich noch niemals in solcher Wuth gesehn wie damals; plötzlich wird sein Gesicht freundlich, er unterzeichnet die neuen Würden Guise's, und ist von diesem Augenblicke an die Leutseligkeit selbst gegen ihn.

Die Wahl zu den Generalstaaten war vor sich gegangen, der König hatte an die Gouverneurs der

Provinzen geschrieben, diese hatten ihre Briefe an die Bailli's, Seneschal's und Prevot's geschickt, damit von ihnen Adel, Geistlichkeit und dritter Stand aufgefordert würde, die Wähler zu senden. Frankreich hat diese Formen seit vielen Jahrhunderten, und weil es in neuerer Zeit alle politische Form versucht und verbildet oder ausgebildet hat, so kann man wol in Frankreich die ermattete Spekulation hie und da nach einem despotischen Genius streifen lassen, wie man in poetischer Stimmung die persönliche Gottheit gern herabbeschwört, wenn die Gesammtheit des Menschenvolks das Wort des Geheimnisses nicht auffinden kann. Aber wozu in Frankreich das Gelüste treibt, das ist vom Uebel für diejenigen Länder, wo noch wenig oder gar keine Formen versucht worden sind.

Der König Heinrich ging auch gedankenlos über die Formensorge hinweg, weil ihm die einzelne That als Rettung vorschwebte, und dies war sein letztes, völliges Verderben. Er sorgte nicht für irgend eine Leitung der Wahlen, er benutzte es nicht, daß ein großer Theil des Adels und des Provinz-Bürgers dem legitimen Königthume noch immer zugethan war. Die Ligue aber war unermüdlich, und so wurden diese états de Blois ein neuer Triumph der Guisen, eine neue Demüthigung des Hauses Valois. Wenn der

Balafré vor dem Könige erschien, was in dieser Lokalität oft rasch wie ein Blitz geschah, so galt es immer, unter der vornehm-höflichen Form des Herrn-Vasallen eine harte Forderung durchzusetzen mit kalter, schneidender Beredsamkeit, oder eine Erniedrigung zu heischen vom Königthume der Valois. Der Balafré ist König im Schlosse von Blois, er empfängt, nach seinem Flügel drückt sich Alles, die Wohnung des Königs bleibt leer. Auch die Männer von Geist ladet er ein, befördert er, der Maire du palais, — wo bleibt Montaigne, ruft er, der lebhafte und geistreiche Guienner?

So näherte sich der heilige Weihnachts-Abend, es war ein Freitag, und Alles trug sich zu, wie vor Cäsar's Tode, und wenn ein großer Mensch scheiden soll. Alles warnte den Balafré, die Mutter weinte, der Bruder, wiederum ein mächtiger Kardinal von Lothringen, beschwor, die Marquise de Noirmontiers, die Geliebte Guises, welche trotz der schlechten Jahreszeit und Wege über Hals und Kopf von Paris gekommen war, warf sich ihm zu Füßen, umschlang seine Kniee — keine Schwäche! rief er ärgerlich, und wenn der Tod zum Fenster hereinstiege, ich suchte die Thüre nicht! Und das alte Wort starker Menschen,

die zum Tode reif sind, sprach er aus: Sie wagen's nicht!

So zwang er die Guisenfamilie, sich mit ihm zum Nachtessen niederzusetzen, und tändelte mit der Noirmontiers, und bat sie, das alte Zauberwort ihrer Nächte auszusprechen, wenn sie von ihm ginge, und — wer kommt? — Ein Bote des Königs, der den Herzog einladet, den andern Morgen um sechs Uhr einem Conseil des Königs beizuwohnen. Um sechs Uhr? Wo es noch Nacht ist in jetziger Jahreszeit? Seine Majestät will über Land fahren, die Wagen stehn schon bereit.

Der Balafré ist nicht zu warnen. Vielleicht vermag die Liebe mehr — speranza! sagt die Marquise im Weggehn, und als Alles im Schlosse schläft, sieht ihn sein Diener über den Korridor schreiten nach dem Zimmer jener Dame. Um drei Uhr des Morgens kehrt er zurück, fünf Billets liegen auf seinem Nachttische, alle fünf warnen. Das endigte nie, ruft er, wenn man sich darum kümmern wollte, und legt sich schlafen.

Eine Stunde später, schon um vier Uhr, weckt drüben auf der andern Seite des Schlosses Du Halde den König Heinrich. Leise wie ein schleichend Gewissen

geht der in den Zimmern und Korridors umher, postirt die Kriegsknechte und die Seigneurs, und schilt, wenn eine Hellebarde Geräusch macht. Catharina liegt auf dem Todtbette unter seinen Zimmern, sie würde zerstören, was er vorhat, gewahrte sie etwas davon. Er hält eine kurze entschlossene Rede an die Bewaffneten im Vorzimmer, und eine zweite an die Seigneurs im Kabinet. Dann wird Alles still, nur der König geht leise mitunter an alle Posten, ob Alles in Ordnung, geht hin und her, sich fragend: werden sie auch kommen? Dann zieht er sich in das hinterste Kabinet zurück und schreibt Briefe.

Diese Räume sind jetzt wüst und leer, auch Soldaten wohnen nicht darin. Von der Treppe kommt man in den Saal, wo jenes Morgen-Conseil sich versammeln sollte. Man kann von da unmittelbar in die Kabinette des Königs durch eine Thür an der Seite. Hat man diese geöffnet, so ist man in einem Durchgange von wenig Schritten, der in ein Zimmer führt. An diesem Durchgange saß ein Kammerherr, um Niemand passiren zu lassen, als den Balafré. Im Zimmer saßen des Königs 45 Gentilshommes, bewaffnet mit Schwert und Dolch, im weiterhin daran stoßenden alten Kabinet saß der König und schrieb. Der Tag graute, es war acht Uhr, Guise hatte es

verschlafen, er wußte nicht, daß er so lebhaft erwartet wurde. Rasch wirft er sich in ein grauseidenes Wams und eilt hinüber. Es sind wenig Räthe im Saale; er friert, er läßt Feuer im Kamin machen. Es wird ihm übel, und er läßt den Kammerdiener des Königs um etwas zu essen bitten aus der königlichen Küche, getrocknete Trauben, oder Früchte oder so etwas Stärkendes — man bringt ihm Pflaumen — da geht die Thür zum alten Kabinet auf: Monsieur, der König will Euch sprechen! Der Balafré wirft einen Theil der Pflaumen auf den Teppich, den anderen in sein Büchschen — drageoir — sagt „Adieu, Messieurs!" und geht. Als er aus dem Durchgange in das Zimmer tritt und die vielen Männer sieht, grüßt er, und schreitet auf das alte Kabinet zu. Die Männer erheben sich, wie aus Respekt und folgen ihm. Als er noch zwei Schritte vom alten Kabinet entfernt ist, greift er mit der rechten Hand an seinen Bart, und wendet sich halb, um nach denen zu sehn, die ihm folgen. Da fällt ihm einer in den Arm, und stößt ihm den Dolch in den Leib, ein Anderer fällt ihm um die Füße, ein neuer Dolchstoß dringt ihm in die Brust, ein Degenstoß in die Seite, „he, meine Freunde! he, meine Freunde!" schreit der Balafré, da dringt ihm ein Stoß des Herrn von Périac in den untersten

Rückenwirbel, und der Balafré stöhnt auf „Barmherzigkeit.“ Aber nicht umsonst hatte ihnen der König gesagt: nehmt Euch zusammen, er ist stark und mächtig. Trotz dem, daß ihm Arm und Degen unter dem Mantel zusammengepreßt war, trotz dem, daß ein starker Mann ihm die Füße fesselte, trotz so vieler Wunden schleppte er wie ein getroffener Löwe noch das ganze Zimmer entlang die ganze Meute nach sich bis an das Bett des Königs.

Der Saal war nur durch eine mit Sammt verkleidete Thür getrennt von dieser Scene, der Kardinal von Lothringen hörte etwas wie einen Ruf seines Bruders, hörte einen dumpfen Fall — springt auf, schreit „man tödtet meinen Bruder!“ und stürzt nach der Thür — halt! tritt ihm der Marschall d'Aumont entgegen, der König hat's mit Euch zu thun! und verhaftet ihn und den Erzbischof von Lyon. Der Kardinal bricht in die entsetzlichsten Flüche aus gegen die Valois, wird aber von den eintretenden Garden umringt und abgeführt.

Stehend war der Balafré zum Tode gekommen, als sein Leib am Bette des Königs niederstürzte, war er todt.

Sobald es still wurde, öffnete König Heinrich die Thür von der andern Seite, — er hatte während der

Zeit Briefe geschrieben über den Mord, der erst vorging — die Edelleute treten auseinander, er sieht ihn liegen, und kommt heran — „Mein Gott, wie ist er groß!" Dann visitirt man die Kleider des Todten, und findet unter Anderem einen kleinen Zettel, worauf der Balafré selbst geschrieben hat: „Um den Krieg in Frankreich zu erhalten, braucht's alle Monate 700,000 Livres." Er rührt sich! — Nein, Sire — Doch! — Nein, die Augen sind ihm schon verkehrt. — Doch! und man prallt zurück. Wirklich, wie der Hirsch, der zum letzten Mal die Läufe streckt, rührt sich der Balafré, und Töne wollen aus dem Schlunde — es ist nichts, Sire, er ist schon kalt.

Man warf einen grauen Mantel über ihn, und legte ein Kreuz von Stroh darauf. Dann brachte man ihn hinab in einen Saal desselben Schloßtheils, verbrannte seinen Körper, und streute seine Asche in die Loire.

Der Kardinal erlebte noch diesen schrecklichen heiligen Abend des Hauses Guise, und ward am Morgen des Christtags von Hellebarden niedergestoßen.

Nun meinte Heinrich die Krone sicher, er meinte, mit den Guisen Alles getödtet zu haben. So trat er in das Sterbezimmer seiner Mutter und rief: Madame, jetzt bin ich allein König!

Oh, mein Sohn, sprach sie mit schwacher Stimme, was denkst Du gethan zu haben! Gott gebe, daß es Dir wohl bekomme! — Sie sagte sich feierlich los von aller Kenntniß und Theilnahme an dieser That, und sie kannte ihr Frankreich. Der erste Bote, welcher am Morgen des heiligen Abends in einem Athem gelaufen war von Blois gen Paris, und der nach 24 Stunden am Christtag-Morgen dort ankam, und kaum Kraft hatte die lastende Mordnachricht mitzutheilen, entzündete Paris zur entschlossensten Revolution, die Frankreich bis dahin gesehn, Heinrich Valois ward für abgesetzt erklärt, und von allen Kanzeln verflucht. Gesegnet sei der, schrie und schrieb man durch alle Provinzen, der diesen König Herodes, diesen Mörder der Makkabäer zu Tode schlägt.

Catharina erfuhr nichts mehr davon. Sie fragte nicht mehr darnach, und Niemand fragte nach ihr, die glänzende Königin der Freude lag verlassen im Schlosse von Blois und erwartete schweigend den Tod. In den ersten Tagen des neuen Jahres fand er sie. Der wildeste Pfaff in Paris, Lincestre, verkündigte ihren Tod von der Kanzel, und setzte hinzu: Man weiß nicht, soll man sie segnen oder verfluchen; aber sie war zuletzt für die Ligue, und nicht für den Tod der Makkabäer, Ihr könnt aus Mitleid ein pater

und ave für sie sprechen, sie werden ihr helfen, was sie können, macht's wie Ihr wollt!

Des Balafré Gattin ließ später in Genua zwei Marmorstatuen ausarbeiten zum Mausoleum in Schloß Eu. Als sie fertig waren, zeigte sich's, daß eine dunkle Ader des Marmors just auf der Stirn wie eine balafre zum Vorschein gekommen war. Darüber soll der Skulpteur, Meister Gillot, sich zum Tode entsetzt haben.

und ave für sie sprechen, sie werden ihr helfen; was sie können, mach's wie Ihr wollt!

Des Balafré's Gattin ließ später in Genua zwei Marmortafeln ausarbeiten zum Mausoleum in Schloß Eu. Als sie fertig waren, zeigte sich's, daß eine dunkle Ader des Marmors just auf der Stirn wie eine balafre zum Vorschein gekommen war. Darüber soll der Steinmetz, Meister Müller, sich zum Tode entsetzt haben.

IV.

Pau.

24.

Es scheint, als habe sich um diese Zeit der Norden Frankreichs erschöpft in Consequenz, als brauche er einen neuen Lebensstoff, um die glückliche Mischung des französischen Charakters wiederzufinden, oder eine neue und reichere zu finden. Denn eine organische Nation erneut und erfrischt sich wie der Fruchtbaum durch Pfropfreiser. Wie war Paris, wie waren die Hauptstädte der Provinzen in Wuth und Haß! Alles ging schwarz. Alles hatte nur einen Gedanken, Niemand lachte! Wer ein heiteres Gesicht zeigte, der wurde gemißhandelt. War dies Frankreich, Frankreich das heitre?

Die Ergänzung kam aus dem südwestlichen Frankreich, was Jahrhunderte lang Eigenthum der Engländer gewesen war, aus dem alten Königreiche Aquitanien, dem Tummelplatze des schwarzen Prinzen. Hier hatte sich eine ganz andere Welt erhalten, als die düstere Welt der Ligue, hier existirte noch der

leichtsinnigste Franzose, der Limousinier, hier lachte noch die Gaskogne, hier schien die Sonne auf einen fröhlichen Menschenschlag, die Pik's der Pyrenäen schimmerten Freude auf das jauchzende Pau, wo Jeanne d'Albret einen Sohn geboren hatte, einen zappelnden, frischen Buben, Heinrich von Béarn genannt, der diese Welt Frankreichs zur Herrschaft bringen sollte.

Noch heute zeigt man auf dem Schlosse in Pau die Wiege Heinrichs; ein Royalist hat sie mit Lebensgefahr versteckt vor der inquisitorischen Revolution, noch heute empfindet man an den Fenstern dieses Schlosses, daß eine so schöne Welt heitre Menschen bilden müsse. Die Pyrenäenthäler bauen sich wie Terassen auf vor dem Blicke, erst dunkelgrün, dann braun, dann violett, und der Schnee des Pic du midi leuchtet wie Silberlächeln von der fernsten violetten Spitze. Die Sonne und die Landschaft, welche in die Fenster des Schlosses von Pau sehn, gehören zum Schönsten, was Europa besitzt.

Von hier mußte Frische in die versumpften Gewässer des Liguenfrankreich kommen. In solchen Mordthaten konnte die Geschichte nicht weiter gehn, die Mordthaten von Amboise, von Vassy, die Bartholomäusnacht, die Morde der Guisen, der Mord des

Königs selbst, sie mußten eine Wendung finden. Die schonungslose Municipalmacht ferner in den Städten, sie war noch schreiend unverbunden mit der übrigen Staatswelt, die südliche, mehr römische Bürgerwelt Frankreichs wollte auch erst ihr bescheiden Theil beigesteuert haben.

Und dies geschah: die kleine Gentilhommerie Aquitaniens, wohl zu unterscheiden von der schweren Seigneurmacht, setzte sich zu Pferde gen Paris, die Heiterkeit mit ihr, das Chevalereske, der Indifferentismus und andere Flocke des Südens. Das Ganze war nur eine Flocke des Südens, denn wegen der Berge und wegen der Neigung nach Abend rechnet man diesen südwestlichen Theil Frankreichs nicht mehr zum eigentlichen Midi. In früherer Zeit sprach man von einem mittleren Frankreich, und dieser südwestliche Theil gehörte dazu bis zur Linie von La Rochelle nach Lyon. Eine Linie von St. Malo in der Bretagne gen Basel hin gezogen schnitt den Norden ab. Was unterhalb La Rochelle und Lyon lag, auch die ganze Auvergne war mittägliches Frankreich. — Diese Eintheilung hat sich ganz verloren. Entweder man nennt Alles südliches Frankreich, was jenseits der Loire liegt, oder man zieht die Grenzscheide von Bordeaux nach Lyon. Diese letzte Bestimmung hat wirklich einen auffallenden

Unterschied des Klima's für sich: jenseits der Gironde im Westen, und jenseits der Beaujolois=Berge im Osten wird die Wärme reiner und mächtiger. Es geht so weit, daß nicht ein einziger der berühmten Bordeaux=Weine auf dem nördlichen Ufer der Gironde und Dordogne wächst. Heutiges Tag's aber ist der Ausdruck Süden in Frankreich gar nicht mehr gesucht, das Dauphiné will seiner Alpen wegen, die Guienne und Gaskogne woll'n ihrer Pyrenäen halber nicht mehr dazu gehören, und so bleibt also nur das Languedoc und die Provence dafür übrig, denen es an Hitze nicht fehlt und die allerdings der Schattirungen im Klima entbehren, welche den südöstlichen und südwestlichen Provinzen eigen sind.

Diese südwestlichen Provinzen, über Bordeaux nach den Pyrenäen hinauf, über Agen, Montauban, Alby nach den Cevennen hin, dieser westliche Theil des alten Aquitanien, in Deutschland wenig bekannt, war der Hauptsitz der Reform. Leichtwiegende, talentvolle, fröhliche Völker sind's mit Ausnahme der Cevennen selbst, und es erklärt sich, daß der Reformgedanke solchergestalt wohl eine Zeitlang eifrig der Enthaltsamkeit und Schmucklosigkeit hingegeben und lebhaft vertheidigt sein, daß er aber nicht tief und mannigfaltig durchgebildet werden konnte in Frankreich, daß er bei dauerndem

Widerstande gänzlich wieder verschwinden konnte. Wie arm, wie einseitig bleibt dieser Gedanke der katholischen Welt gegenüber in Frankreich, wie wenig erfindet er, um mit dem Verluste einer geschlossenen Welt auszusöhnen! Welch dürre Prediger sind diese Mornay! Keine Spur der Flöte Luthers, der Kernhaftigkeit Lutherischer Welt ist da zu finden. Mußte da nicht die begabte, lebenslustige Gentilhommerie in Indifferentismus ausgehn, wie es in ihrem Führer Heinrich von Béarn geschah? Man opfert nur für eine unwiderstehliche Nothwendigkeit, die gleich einer zweiten Natur im Innersten eingegliedert ist, man opfert nicht für einen einzigen Gedanken, der sich mit Mühe aufrecht erhält gegen Gewohnheit und ursprünglichen Lebenssinn. Der ursprüngliche Lebenssinn dieses Aquitaniens war und ist ein Auf- und Niederschaukeln im Glück. Die schönste Traube Frankreichs reift hier, das wohligste Klima verführt hier. Ja, wenn die Reform ihren Sitz gehabt hätte in der nebligen Bretagne, wo die zähe Menschheit brütet, statt hier in der sonnigen Guienne und Gaskogne! Der standhafteste Führer kam ihr auch von da, jener unzerbrechliche Rohan, der noch unter Richelieu alle hugenotischen Heere Aquitaniens kommandirte, Rohan-Soubise war ein Bretone, aber die Heere bestanden aus flüchtigen Aquitaniern.

Man gelangt durch das Poitou in diese Gegenden. Wo die Touraine und das Land von Saumur südlich von der Loire endigen, da schließt sich nach dem Meere zu diese große Provinz an, ein Schlachtfeld des nördlichen Katholizismus, der hier dem südlichen Hugenotenthume begegnete. Von Tours führt die große Straße hinein gen Poitiers hin. Weiter abwärts die Loire, Nantes gegenüber, hat man neuester Zeit Bahn gebrochen durch die Vendée, die bis auf die neueste Zeit unwegsam dagelegen hatte, unberührt wie die Bretagne. Das südliche Poitou hat wohl einst auch zu Aquitanien gehört, und dort findet man auch den Uebergang zum aquitanischen rascheren Charakter. Nordpoitou ist vielmehr der Bretagne verwandt, starr in alter Sitte, eigensinnig, bornirt. Poitou war auch getheilt zwischen Katholik und Hugenot. Der moderne Vendéer ist der Erbe dieses Charakters von Nordpoitou, und jener rasche Uebergang zur Aquitanischen Art hat sich selbst in diesem Vendéekriege wunderbar gezeigt, so wie verschieden gefärbte Wasser seit Jahrtausenden unvermischt neben einander fließen. Wo das große Plateau der Vendée nach Luçon abfällt, da war, noch in der Vendée, der Royalismus wie abgeschnitten und die Theilnahme an der Revolution begann.

Ueber eine Menge Brücken scheidet man von Nan-

tes, um am südlichen Ufer der Loire die Vendée zu betreten. So klar, so licht bleibt das stattliche Nantes im Gedächtnisse mit seinen wohlgebauten Straßen, seinem stumpfthürmigen alten Dome und seiner stumpfmaurigen Burg. Wie in Brest gewahrt man hier wenig von der eigentlichen Bretagne; die auf dem Lande, in den Haideflächen, an den Wiesenrändern, in einzelnen Häusern lebt und in kleinen Weilern und Städten. Die beiden großen Städte sind der Provinzfarbe entrückt, Brest durch die Marine, Nantes durch den Loirehandel, der in das nahe Meer hinaustreibt. Rennes, die eigentliche Hauptstadt, ist noch am Deutlichsten bretonisch. Einmal in der großen Stadt mag man nur in den kleinen Cabarets hie und da einer ächten Bretonenfamilie begegnen, die ein außerordentliches Geschäft in die große Stadt geführt hat. Dort hab ich diese langen Männergestalten eintreten sehn, in dunklen weiten Stoff gekleidet mit Weib und Kind; — nur wenn sie trauern tragen sie himmelblau — ihre Haare sind lang, ihre Züge sind streng. Die heimathliche herbe Suppe war hier nicht zu haben, der Kaffeeluxus ist ihnen fremd, und es ward saurer Landwein zum ersten Frühstück genommen, der selbst dem kleinen Kinde eine Festerscheinung sein und wohlschmecken mußte, wie antibretonisch unzufrieden

es auch darüber aufschrie, und nach dem Haferbrei der Heimath verlangte.

Der alten Eintheilung nach streckt sich auch jenseits der Brücken von Nantes die Bretagne noch einige Meilen südlich in's Poitou hinein, in die Vendée. Der Uebergang in diese Provinz ist nur dadurch merklich, daß die zahlreichen Ortschaften aufhören, welche die Nähe des großen Flusses erzeugt hat. Der Vendéer selbst hat große Aehnlichkeit mit dem Bretonen, er ist eben so groß, eben so schwarzhaarig, eben so stark. Jemehr man indessen in's Poitou hinein kommt, desto unmöglicher erscheint ein blonder Mensch. Alles Haar wird tief schwarz, der Teint bleibt weiß. Auch die Weiber Poitou's sind von großen Formen, und ihre Schönheit ist junonisch, gilt aber trotz dem für mächtig. Hüte Dich vor den Frauen, und laß Dich hüten von den Männern Poitou's, sagt das Landessprichwort.

Mir hat bei einer bloßen Durchreise die Vendée den Eindruck gemacht, den ihre Geschichte lehrt, den Eindruck eines einsamen, stillen Landes, einer unnahbaren Nation, wie man sie sich vorstellt im Westen Nordamerika's. Dort verliert sie sich in den Wald, hier in das Meer, und dies Meer mit sumpfigen, sandigen Gestaden läßt den Feind eben so wenig von

der andern Seite zu wie dort der Urwald. Das Bokkage, das Vendéeplateau, und eigentlich das, was wir unter dem Kriegsbegriffe Vendée verstehn, das Land, was man vom Norden her zuerst betritt, hat noch ganz das Ansehn, als sei der alte Wald mit dem Bedacht niedergeschlagen, mit welchem man eine große Festung in hundert kleine verwandelt. Man hat nicht wie im übrigen Frankreich den Wald rasirt bis auf den Keim, man hat ihn höflich behandelt wie etwas, was bestehen soll, man hat den hohen Wuchs verbraucht, aber unten alle jungen Stämme bestehn lassen in Enge und Dichtigkeit; man hat kleine Felder dazwischen angelegt, aber stets wie Nebensache, das schützende junge Holz der Eiche darf sich überall dicht daran drängen; man hat ein einzig Geleise hie und da durchgeführt, aber voller Achtung für den Baum, also schief und krumm; man hat Gräben gezogen, um den Sumpf zu bezwingen, aber nirgends mit der Schnur, nirgends auf Kosten der Waldesfestung. So ist dieses gefährliche Kriegsterrain entstanden, wo keine Kavallerie agiren, keine Kolonne geschlossen vorrücken und nur der Tirailleur mit Lebensgefahr vordringen kann. Die Schwierigkeit fällt nicht großartig in die Augen, sie besteht aus unscheinbarem, aber sicherem Detail. Dringt der Feind den=

noch vor bis auf die platten Haideplätze, welche wie braune Wüsten, mit Ginster bedeckt mitten im Bokkage liegen, so kann er dort die Feldschlacht finden mit allen Nachtheilen des Hinterhaltkriegs. Die Haiden sind wasserlos, sind rings eingeschlossen vom Eichenbusch, und die Kugel dringt von allen Seiten aus der Baumfinsterniß in die lichte, ungeschützte Haide. Die Ortschaften gleichen eben so wilden Festungen. Sie bestehn aus dickgemauerten, niedrigen Häusern, die nach außen unbewohnt, zugangs- und fensterlos aussehn. Man weiß nicht, wie und wo man diese beinahe platt bedachten Klumpen angreifen soll, um in das dunkle Innere zu dringen.

Diese massive, breite Häuserform geht von hier tief hinab in's aquitanische Land, man sieht unten die Ebene von La Rochelle damit bedeckt, man sieht sie durch das Saintonge hinab nach der Gironde. — Die neue Heerstraße über das Bokkageplateau der Vendée ist sehr todt, das Land ernährt nicht viel Menschen, der Krieg hat die wenigen gelichtet, und Verkehr und Handel ist nicht Sache des Vendéers. Finster neugierig sieht auch das schwarzhaarige Weib, was etwa am Wege sitzt, den neumodischen Postwagen an, und eine Viehheerde, die zufällig, eine Belebung der Oede, die Straße daherkommt, ist gar nicht darauf eingerichtet,

auszuweichen. Der berittene Führer derselben, mit breitkrämpigen Hute, erwartet ruhig, daß sich der Postwagen mehr Mühe geben werde als das Vieh.

Oft sieht man von dieser niedrigbewaldeten Hochebene links, östlich weit hinab in die tiefer liegenden Baumthäler der Vendée. Da scheint es belebter zu sein, da sind die Edelsitze und die kleinen Städte, da zieht sich der zweite Vendéetheil, die Plaine um das Bocage herum bis zum Flüßchen Vendée, was in's Meer eilt, um an der Meerseite auch noch den dritten Theil des Landes, den sumpfigen, le marais, zu berühren, welcher hier von der Meerseite das Bokkage einschließt. Das Bokkage allein ruht auf Granit, und war der Kern des Landes und des Krieges. Hier sind die berühmten Verstecke, — les refuges — wo mehrere Ortschaften zugleich durch dichte Bäume sich vor den Republikanern verborgen hielten, wo sie Kinder gebaren, häuslich lebten wie die Thiere des Waldes. Hier sind die hohen Pflanzengeniste, unter denen die Vendéefamilie ihre Wohnung aufschlug unter einer umgestülpten Karre. Das Genist wuchs darüber zusammen, und der Republikaner fand es nicht, auch wenn er zufällig bis auf wenige Schritte nahe kam.

Nach dem Süden des Bokkage zu liegt der Ort, welchen man zum Hauptorte des Landes gemacht hat.

Wie soll man ihn nennen? Sein Name ist eben der Wandeltaffet des politischen Hasses in Frankreich, sonst hieß er La Roche-sur-Yon, dann nannte ihn der Kaiser Napoleon-Vendée, dann strich man des Kaisers Namen aus, und nannte ihn Bourbon-Vendée, und jetzt ist auch dieser Vorname wieder unbeliebt. Man muß sich um Politik bekümmern, wenn man aus dieser Stadt gebürtig ist, nur um seine Vaterstadt richtig zu nennen, und nicht deshalb in Ungelegenheit zu kommen. Auch die alte Hauptstadt des Landes Fontenay, östlich nach der Plaine zu gelegen, ist in solchem Schicksale. Als die Grafen noch galten, hieß sie Fontenay le Comte, als das Volk galt, hieß sie Fontenay le Peuple, jetzt heißt sie simpel und unparteiisch Fontenay, und hat somit eine Sorge weniger.

In lang gestreckter Linie fällt das Land hinter Roche-sur-Yon in die Plaine hinab, nach dem Kirchthurme in Luçon, der in eitel Lilien zierlich gezackt ist, und eben, eben weiter bis an die Grenze des Saintonge, an die grüne Charente, vorüber an La Rochelle und Rochefort, durch das Ländchen, welches Aunis genannt und streng hugenotisch war. Unter Ludwig XIII. wendet man sich noch einmal gen Luçon zurück, um mit Verwunderung den gewaltigsten Menschen jener Zeit dort aufzusuchen, von wo er als armer

Priester kleine Möbelgeräthschaften in Paris kaufen läßt für ein ärmliches Haus. Richelieu selbst, aus diesem Theile Frankreichs gebürtig, war Bischof von Luçon, und begann von hier, von Luçon seine Laufbahn. Er war nahe an der Heimath, als er die Belagerung von La Rochelle kommandirte. Das Sumpfland der Vendée, was jene Amphibienmenschen in Kähnen und Hütten birgt, die nichts von Frankreich kennen als die wilde Ente, und doch auch Franzosen heißen, der Marais ist nach La Rochelle zu in feuchtes Land getrocknet; über Kanal auf Kanal, über Brücke um Brücke naht man sich der Hugenotenfestung. Sie erscheint prosaisch und bescheiden, die Meerdämme sind nützlicher als stattlich, der Meerblick ist durch Inseln zertheilt.

Dem kleinen Ländchen Aunis am Meere hin folgend durch weich=ebenes Meerland kommt man nach Rochefort, einem Kriegshafen, und findet eine moderne Stadt mit breiten Straßen, viel zu breit für die Sonne des Aunis, welche in diesem Meersandboden brütet und eine feiste Hitze entwickelt. Der Kriegshafen ist nicht im Meere selbst, Rochefort liegt noch eine Meile vom Ocean entfernt, er ist in der Charente, einem Flusse dritter Klasse, dessen Vortrefflichkeit nirgends gerühmt, dessen Schönheit nirgends ge=

priesen ist. Und doch ist die Charente der schönste Fluß Frankreichs. Liebliche Charente! Deine Ufer nach Saintes und Cognac hinauf sind das erfüllteste Kunstwerk der Natur, was Frankreich besitzt. Alles ist einig darin, ist harmonisch, ist umschlossen, Wiesenteppiche in schönsten Linien und Schwingungen begleiten Dich, treten weit zurück nach den frischen Waldungen des Reh's, oder flüchten nahe an's Ufer vor dem nahe herbeilaufenden Bergwalde. Nicht Burg an Burg drängt sich, aber die große, stattliche Masse der Tailleferburg spricht mit breiter, poetischer Stimme zu Dir herab. Dort sind Deine Wasser, obwohl immer noch von der Meerfluth gehoben, grün wie Edelstein, befreit von der Geschäftsfluth bei Rochefort. Mitten in's Ländchen Saintonge trägst Du den Wanderer hinauf, zur Römerbrücke von Saintes und weiter hinauf in's Angoulemerland zum Parke von Cognac, wo König Franz zur Welt kam, hinauf bis Angouleme selbst.

Bei der schönen Rhonefahrt selbst kann man den Franzosen sagen: Ihr habt keinen Rhein. Aber auf der Charente muß man eingestehn: diese liebliche, volle Schönheit habt Ihr voraus. Die Mosel kann einiges Aehnliche bieten, aber nicht in so weicher, ungestörter Schönheitseintracht, nicht in dieser satten und

doch noch grünen Farbe des nördlichen Aquitanien. Gegrüßt sei'st Du Charente, wo ein Idyll des Jagd- und Hirtenlebens heute noch am Schönsten spielen könnte.

Südlich vom Poitou, vom alten Lande der Picten, drängt sich das Angoulemer-Land — Angoumois — das alte Land der Agesinaten nach der Gironde und Dordogne hinab. Das schmale Aunis trennt es vom Meere, das von Norden nach Süden laufende ebenfalls schmale Saintonge trennt es von der Gironde, wird aber zum Angoumois gerechnet. Wird in Süd-Poitou der Volkscharakter schon beweglicher, der aquitanischen Art näher, im Angulème erscheint bereits aller lebhafte Charakter des Südwest, in dem nach Osten daranstoßenden Perigord und Limousin desgleichen, und es bildet sich schon eine kompakte Land- und Volksmasse, die in allerlei Schattirung abweicht von den anderen Völkern Frankreichs. Das Herz des Historikers blutet beim Anblicke der prosaischen Departementseintheilung, denn kein Land ist reicher an Nüancen als Frankreich, und ohne eine alte Provinzencharte ist die Geschichte Frankreichs gar nicht zu verstehn. Das eigentliche Terrain der Enthusiasten ist hier, das Terrain jener leichten, wirbelnden Leiden-

schaft, welche alles Interesse beflügelt, es ist hier zu finden im leicht wallenden Blute der Nord-Aquitanier, die an den Bergabhängen der Auvergne wohnen. In der Guienne und Gaskogne selbst, weiter im Süden, wird der Enthusiasmus schon ökonomischer und scherzhafter.

Von den Larochefoucaulds, deren Sitz im Angoulème, betrachte man nicht den geistreichen Verfasser der Maximen als ein Bild dieser Völkerschaften. In ihm ist der Enthusiasmus abgekühlt durch Hofleben, abgekühlt zur Einsicht, Alles sei nichtig außer der kühlen Klugheit. Viel eher ist Vergniaud, der fortreißende Girondist, ein Limousinier, Vertreter dieser Menschengattung, die einst Cypern und das Morgenland beherrscht und sich mit heißem Leben erfüllt hat. Der Boden ist wie größtentheils in Frankreich auf- und abwellend in Hügelzügen, ein übendes Terrain für die leichten Pferde von Limousin. Frankreich hat hier etwas weiter nach Osten, nach der Auvergne hin den selbständigen Mittelstock seiner Berge, unabhängig von Alpen und Pyrenäen, unabhängig in Entstehung und Form und Charakter. Der Bergstock in der Auvergne ist rein vulkanisch. Hier sammelte sich die hitzige Opposition gegen Cäsar, von hier war Vercingetorix, der Aufruhrführerr gegen Rom. Die Au-

vergnaten sind ihrer Vorzeit entartet, sie sind keine Krieger mehr, sie desertiren am Häufigsten.

Wer hat nicht über Auvergnaten gelacht? Pontoise, unweit Paris, hat in Frankreich die Würde, welche bei uns Scheppenstädt hat, Schilde, Krähwinkel und Polkwitz. Die Auvergne aber gilt für ein ganzes Land französischer Schwabenstreiche. „Es kommen Auvergnaten“ ist in Pariser Theatern das Signal zu allgemeiner Heiterkeit. Die guten Leute von Clermont und Flour stecken in der tiefsten Mitte des Landes, sie sind arm, denn die große Provinz hat nur ein ergiebiges Thal, das Thal von Limagne zwischen den Bergzügen von Nord nach Süd, sie haben nicht Mittel, noch Gelegenheit, sich nach den raschen Wendungen der Welt umzuthun, und es ist ihnen nur nachtheilig, daß ihre Gelehrten den Auvergnat direkt von den Trojanern ableiten, daß sie behaupten, es habe in der Auvergne keinen Patois-Uebergang vom Lateinischen in's Französische gegeben. Wirklich scheint in dieser Behauptung ein Korn zu ruhn, was heute noch die Pariser stutzig macht. Das Departement Cantal, was an Limousin stößt, ist auf der Rednerbühne in Paris berühmt um des feinen Parfait defini willen, das seinen Deputirten da geläufig ist, wo der Nordfranzose plumper nach dem ordinairen Im-

parfait greift. Es erinnert dies an das römische Perfektum.

Die vulkanischen Spitzen — Pics in den Pyrenäen, Puys in der Auvergne genannt, — geben dieser Provinz einen ganz eignen Landschaftscharakter. Sie sind nicht alle mit Asche und Schlacke bedeckt, nicht alle zerklüftet und in sterilen Orgelsäulen aufgestößt, wie man es beim Städtchen Murat sieht, der Puy-de-Dome zum Beispiele unweit Clermont ist mit Waiden und Heerden bedeckt bis auf den Gipfel. Wer sich in Frankreich tief zurückziehen will, der gehe in die Berge der Auvergne, da ist er sichrer vor Paris als in mancher deutschen Stadt. Die Heimath des scharfsinnigen Pascal giebt Raum zum Denken.

Hier war der Hugenotismus weniger eingedrungen als nach Aunis, Angouleme, Perigord, Limousin, die uns vom Meere nach Osten den Weg gebildet hatten in die Auvergne. Um in's Herz der Reform, in die Guienne und Gaskogne zu kommen, müssen wir der Charente wieder hinabfolgen bis Saintes. Von da führt eine Straße quer durch's Saintonge an die Gironde hinab in's alte Schloß von Blaye. Der Weg geht trotz der Meeresnähe in sanften Hügelbogen, die Landschaft ist in der Gegend von Saintes noch anmuthig, wenn im Sommer die weiten

Felder in Aehren blühn. Später wird sie eintönig, und man begreift den französischen Ausdruck Saintonge, der ungefähr dasselbe bedeutet wie bei uns der Ausdruck Lausitz.

Die Gironde bei Blaye ist so breit, daß keine Büchsenkugel von einem Ufer zum andern reicht, gelb ist das tiefe Wasser vom heraufwallenden Meere, wie ein Meeresarm bläht sich der Strom. Von dem weitläufigen, sonnenheißen Festungsschlosse sieht man hinauf, wo Dordogne und Garonne zur Gironde sich vereinigen, sieht man am südlichen Ufer die weltberühmten Weinhügel von Medoc. Was sind wir glücklich in dem Glauben, der feine Bordeaux-Wein sei auch bei uns für einen leidlichen Preis zu haben, der stolze Chateau-Lafitte fließe so reichlich wie die Etikette unsrer Weinhändler zeigt! Er ist in Wahrheit ein Wunder Gottes, denn er ist an Ort und Stelle theurer, als in Berlin. Die feine Rebe ist auch hier selten wie das Genie, und die Medochügel reichen so wenig hin für den Durst der Welt, wie die Kreidefelder der Champagne.

Die Herzogin von Berry fand auf Schloß Blaye jene Mutterfreude, die alle Bourbon'sche Legitimität in tiefe Trauer setzte. Es ist ein kleines Haus von Zie-

geln, wo den Grafen Rossi sein Schicksal fand; unter dem alten Schlosse von Blaye denke man sich nicht ein stolzes Feudalgebäude, sondern ein breites, plattes Fort, was aus mehrern Gebäuden besteht, alle dem Kanonenkriege ähnlicher als einer Ritterwehr. Mitten im Flusse liegt ein Hilfsfort, um die breite Wasserfläche zu beherrschen.

Nach der Dordogne hinauf ereignet sich auf diesen Wassern zuweilen ein erschreckendes Schauspiel. Es ist, als ob der Meergott eine breite Handvoll Verwünschungen gegen das Land schleudere. Man hat dies Phänomen auf den großen Strömen Amerika's, auf dem Ganges und auf dem Nil beobachtet. In Frankreich donnert es die Seine aufwärts bis gegen Rouen hin, und in der Dordogne bis über Libourne hinaus. Das Wassergeflügel flieht dann erschreckt, und alle Fahrzeuge drehen schnell ihre Spitze nach der Fluth, um nicht umgeworfen zu werden. Die glatte Wasserfläche nämlich bäumt sich plötzlich auf zur Höhe einer Tonne, und stürzt sich brüllend den Fluß aufwärts, durch jeden Widerstand immer tobender gemacht. Es tritt nur ein zur Zeit tiefer Ebbe, und man glaubt, die Fluth habe sich dann zu lange draußen verweilt im hohen Meere, im Schooße der Familie, und stürze nun im Galopp herbei, ihr verabsäumtes

Geschäft nachzuholen. Barre nennt man dies Phänomen in der Seine, Mascaret in der Dordogne.

Die Garonne aufwärts steigt man in's Herz der alten Guienne. Verläßt man die Garonne da wo der Tarnfluß in sie mündet unweit Montauban, und folgt man der Linie dieses Flusses über Alby in die Cevennen bis tief in's Languedoc hinein, so durchläuft man die Hauptkette des Hugenotenlandes. Steigt man an der Tarnmündung vorüber ununterbrochen die Garonne aufwärts, so stößt man auf den ewigen Eckstein der Reform in dieser Gegend, auf das unwandelbar katholische Toulouse. Nicht mehr als altes Königreich Toulouse, wie es einst einen großen Theil Aquitaniens beherrscht hatte, aber doch als mächtiges Stadtgebiet unterbrach es diesen südwestlichen Kreis der Hugenoterie, der vom Rhone bis in die spanischen Pyrenäen reichte, und mit der schönen Gascogne Frankreich an dieser Grenze schloß. Ebenso wie Avignon und Marseille der durchgehenden Verbindung mit dem protestantischen Dauphiné im Wege lagen.

Dies Land Guienne mit aller Landschaft, die im Norden und Süden daran stößt, war dreihundert Jahre englischer Besitz. Man kann die Fußtapfen des schwarzen Prinzen bis in die dunkelsten Pyrenäenschluchten hinein verfolgen. Die blutige Schlacht bei Castillon,

am rechten Ufer der Dordogne, machte erst 1453 dieser Herrschaft ein Ende. Wehe Frankreich, wenn der Brite heute noch, heute der Weltkaufmann, Bordeaux besäße, wie er es damals, bloß Ritter, Ackerbauer und Viehzüchter besaß! Wie vornehm, handelsstolz bietet sich selbst jetzt Bordeaux dem Reisenden dar, der die Garonne heraufkommt. Hinter dem Walde von Masten schwingt sich die edle Brücke von Stein, die breiten Quais vom Aquitanischen Thore hinab sind gesäumt mit hohen, reinlichen Gebäuden, mit weiten Waffenplätzen, worauf jede französische Stadt hält, mit schönen Bäumen, aus denen sich ein unabsehbarer Promenadenhain bildet. Und daran stoßen breite, lichtvolle Straßen und Plätze, welche der Stadt ein helles, wohliges Ansehn verleihn. Giebt's viel Schöneres in Paris? fragt der gewandte Bordelais, der äußerst stolz auf Bordeaux, und zeigt nach dem Komödienplatze, nach den Kaffeehäusern, und verweilt selbstgefällig auf dem Titel „café Montesquieu.“ Einige Lieues nur oberhalb der Stadt liegt das Landhaus la Brede, wo der weise Politiker gelebt und geschrieben. Es ist ein sechseckig Schloß mit Graben und Zugbrücke und kleinen Fenstern nach altem Schnitt, eine alte Eichenallee führt dahin, fette Wiesen umringen es, und im Innern steht und liegt noch Alles,

wie Montesquieu die Zimmer verlassen hat, einfach und leer, wie es dem mäßigen Sinne des Mannes zupaßte. Sein Fenster geht nach Mittag hinaus auf eine endlose Wiese.

Man darf sich übrigens nicht allzuweit nach dem Meere hin verlieren im Guienne und in der Gaskogne. Die Nähe des Oceans ist die ganze Länge entlang unerfreulich: Sandbänke oder sumpfiger Boden verderben Land und Meer bis nahe an den biskayischen Winkel hinauf, bis an die Girondemündung hinab zum Leuchtthurme von Cordouan. Ein einziger kleiner Meerhafen la Teste de Buch zeigt sich brauchbar inmitten dieser Untiefen, der große Girondestrom ist alles Heil des Landes. Südlich aufwärts nach der Gaskogne ziehn sich diesseits der Meersümpfe und Sandbänke die Haiden, landes, und immer östlich, immer östlich vom Meere ab sieht man sich gedrängt, um fruchtbares Land zu finden. Ganz anders ist das Garonnethal selbst, und namentlich das rechte Ufer. Da liegt jenseits der Brücke von Bordeaux das Meer der weißen Bastiden, wie man die Landhäuser nennt, da sind die Weinberge der weißen Bordeauxweine, da sind die lieblichen Ufer der Garonne, von denen die alte Dichtung erzählt, und wohin Wieland so gern seine Mährchenhelden führte.

Um nach Bayonne zu kommen trennt man sich auch langsam vom Flusse, und macht über Bajas, Mont de Marsan und Dax einen großen Bogen, statt der graden Straße durch die Landes. Der Haidentheil, welchen man solchergestalt berührt, besteht aus Sand und Kiefern. Braucht wirklich die Reform so dürftigen Landes, wie hier, wie bei Wittenberg und Treuenbrietzen? Braucht nicht der Bewohner solchen Landes mehr als jeder andere die Wunder der Kirche, die Versinnlichung des Himmels? Aber die Haide der Guienne und Gaskogne, die Sonnenöde des Languedoc sind in Frankreich nur ein Theil des Reformterrain's, der Kontrast hat sich hier dicht zusammengefunden und macht alle Charakterableitung aus dem Erdboden zu nichte. Just die Gebirge waren daneben hugenotisch, just die schönsten, malerischsten Provinzen Frankreichs gehörten der Reform, die Pyrenäen-Gaskogne und das Alpen-Dauphiné.

Wo die Gaskogne beginnt in der Nähe von Dax, da ist das traurige Element der Haiden schon zu Ende. Dax heißt das Paradies der Landes, seine Pfirsiche, sogar seine Trauben sind berühmt im Lande Chalosse und Labour, die sich nördlich und westlich vor Béarn, vor den Mittelpunkt der Gaskogne legen. Die Haiden sind übrigens anders, und das Leben in

ihnen ist anders, als wir uns vorstellen, die wir an Walter Scott's wüste Bergplateaus mit Ginster bedeckt denken, an die trügerischen Sümpfe, an die Bewohner, die auf Stelzen einhergehn und dabei von der Spindel spinnen. Die Sümpfe nämlich sind besonders an der Meerseite, wo wenig Verkehr und Menschenwohnung, der Sand, der tiefe Sand ist Hauptfeind des Gedeihens, und die Stelzen sind vorzüglich gegen ihn erfunden. Sumpf und Sand, zwei solche Gegensätze, finden sich außerdem oft neben einander, und dies erzeugt den wunderlichen Charakter der Landes: jetzt bedarf die Straße der Knüppelbrücken, um ganze Gegenden nachgiebigen Erdbodens zu passiren, dann folgt eine Stunde lang der feinste Puderstaub, dann erscheint plötzlich ein nur halb sumpfiger Bach, der links und rechts um sich die üppigste Vegetation breitet und prächtige Bäume erzieht. Allerdings ist wie in unsrer Lausitz die Kiefer der Baum dieses Landstriches, aber die Kiefer ist in diesem Klima ein ganz anderes Produkt als bei uns. Sand und Sumpf verdoppeln die Wärme dieser Gegenden noch, und dieser Baum ist dadurch so zart, fein und edel geworden in Rinde und Nadel, daß er für die feinste Möbelarbeit geschickt scheint. Er erreicht nicht die Größe und Stärke des Bauklotzes und Dachsparrens wie bei

uns, er bleibt zierlicher, geht mehr in die Breite und wird auch ganz anders benützt. Er wird gemolken wie die Kuh. Nach der Sonnenseite wird ein schmaler Strich Rinde abgelöſ't, damit der Saft herausschwitze, aus welchem man das feinste Terpentinöl bereitet, ein ergiebiges Produkt dieser Gegenden.

Tagelang fährt man in diesen Haiden, und der beste Geographie-Glaube fühlt sich erschüttert, daß man hier in unmittelbarer Nähe eines Hochgebirges sein solle. Dennoch behält die Landkarte Recht. Einige Lieues vor Bayonne erscheinen blaue Berge von ungewöhnlicher Form, sie erscheinen ziemlich nahe. Sie erscheinen nicht gesammelt, sondern zerstreut, man kann sie nicht für einen Gebirgsanblick zusammenfassen, es sind erst die basses pyrenées, man hat das Ländchen Labour und Nieder-Navarra vor sich, von der Meerseite die Bidassoa-Straße nach Spanien, von der Bergseite durch Navarra den Weg zum Passe Roncevaux. Man ist unter den Basken, unter dem fröhlichen, kecken Volke, was die runde, bauschige Mütze von frischer Farbe trägt und die lustige Schärpe um die Hüften. Diesseits und jenseits der Pyrenäen wohnt dieser Menschenschlag, dem man ein so hohes Alter, und die Kymren zu Ahnherren giebt, und von

dem man sagt, daß er mit keinem Eroberer-Volke sich vermischt habe. Breitschultrig, etwas eckig in Gesichts- und Leibknochen hat der französische Baske schon in der Jugend jene breiten Striche des Alters über die Wangen, über die Arm- und Handflächen, welche der vollen und weichen Schönheit fremd sind, unter welchen aber ein breitgegliedertes Muskelwesen, ein elastisches Nervenleben, eine zähe Gesundheit ruhn. Heinrich IV., obwohl kein reiner Baske, trug alle Kennzeichen dieses Menschenschlags. Die große Pyrenäengrenze zwischen Spanier und Franzosen hat am Ende doch vermittelst der Jahrhunderte die baskische Art diesseits und jenseits der Berge in zwei Gattungen geschieden. Der französische Baske hat die aquitanische Heiterkeit Frankreichs muthig in sein Blut verarbeitet. Aber da der Grund baskischer Welt strenge Absicht, so ist die Heiterkeit des französischen Basken eine ganz andere als die Heiterkeit des Limousiniers und des Angoulemers. Was bei diesem sanguinische Beweglichkeit und rasche Hingebung, das ist beim Basken nur Munterkeit. Er bleibt praktischer, deutlicher Absicht sich bewußt, seine gute Laune ist nur eine Begleitung, die Absicht selbst verliert sich nicht in Wallungen, die Bonhommie des Béarner Heinrich ist nur eine Form dieses Béarner, aus welcher man

nicht Folgerungen ziehen darf, was er daneben und dahinter thun wolle oder thun werde.

Die baskischen Organe sind auch darum sehr geläufig für alle Form, zum Beispiele für die Sprache. Der ächte Baske nahe an den Pyrenäen handhabt dreierlei Sprachen: er kennt das uralte Baskische, was gar keine Verwandtschaft zeigt mit Spanischem oder Französischem, er spricht das baskische Patois, hier französisch, drüben spanisch, er versteht französisch und spricht es allenfalls auch.

Vascon nennt die französische Sprache den Basken, Gascon ist die nächste Spielart davon, und der Gaskonier bildet den baskischen Uebergang zu Frankreich. Wer erinnert sich nicht der Zeit, wo alle Anekdoten launiger Art, alle Prahlereien und Uebertreibungen nach der Gaskogne verlegt worden! Eine Gaskonade bezeichnete das Alles. Diese Bezeichnung kam in Frankreich auf, nachdem Heinrich IV. die Gaskogne zum ersten Male eng mit Frankreich vereinigt hatte und die gaskonische Welt auch in Paris heimisch wurde. Jetzt ist der Ausdruck vergessen, die Provinzbeiwörter sind verschwunden. Jene wunderliche Mischung im Gaskonier entstand durch eine lebhafte Phantasie, die ihm eigen, und durch ein praktisch Bedürfniß des Besitzes, was daneben hand-

thierte und die Phantasie prosaisch durchkreuzte, so daß die Phantasie nicht harmlos poetisch sich geben, sondern burlesk gewendet erscheinen konnte.

Wir begegnen der gaskonischen Phantasie Heinrich's in der politischen Spekulation, in dem Plane einer europäischen Republik dieses Königs. —

In den niederen Pyrenäen zwischen Bearn und Spanien herumirrend nach den Isards, wie die Gemse in den Pyrenäen heißt, nach dem Bären, der hier noch gedeiht, befreit man sich in den Bergschluchten nirgends für einen Massenanblick des Gebirges, man erschöpft sich umsonst nach beherrschenden Aussichtspunkten, und wird auf solche Nachfrage immer wieder hinausgewiesen zur großen Heerstraße, welche unten am Fuß der Berge nach Pau und Tarbes führt. Von da soll man eintreten in die Hoch-Pyrenäen, in die drei berühmten Thäler des Lévaudan, des Argilès und Gavarny, um Angesichts der eigentlichen Riesen zu sein, auf deren Gipfel Frankreich und Spanien sich scheiden, Angesichts der Vignemale, des Marboret, der Rolandsbresche und des Mont perdu, des Kaisers dieser Häupter.

Durch glattes fruchtbares Land führt die Straße nach Pau, man gewahrt nur wenig Andeutungen eines Hochgebirges, was rechts im Süden liegen soll.

Ja man verzweifelt daran, wenn man in die untere Stadt von Pau einfährt, und steigt mißmuthig die Lehne hinauf nach dem oberen Stadttheile. Dort ist ein viereckiger Platz, mit Bäumen bepflanzt, nach Südwesten offen. Eine niedrige Steinlehne schützt ihn vor dem Abgrunde, der dahinter kommt. Hier sind die Pyrenäen; der Schleier ist hinweggezogen, in prächtigen Farben steigt das Wundergemälde auf vom bunten Gavethal zu den tiefgrünen Bergen erster Linie und über diese hinweg zu den violetten Granitpic's, die pyramidenförmig in die Wolken schießen. Eine glänzende Sonne blitzt auf diesen tiefen Farben, und zeigt den Schmelz, der vom edelsten Seidensammet ausgeht. Ueppige Laubbäume biegen sich über den Vorgrund der Gavethales, die pinienartige Kiefer, das Cypressengesträuch auf einzelnen Vorsprüngen zackt sich fein in der durchsichtigen Luft, links und rechts schließt sich der Halbkreis, unverflüchtigt steigt der Blick auf den Wellenlinien der Berge bis zur silbernen Schneespitze des Pic du midi.

Einige Schritte rechts, an eben diesem Abhange steht das Bearner-Schloß mit der Wiege Heinrichs. Es ist in den Händen der Tischler, Maurer und Zimmerleute, die seinem verwüsteten Zustande abhelfen; aber auch wenn es wieder wohnlich sein wird,

wie zur Zeit der Jeanne d'Albret, die Gott täglich bat um einen Sohn, man wird immer nur zu den Fenstern eilen, um dem Pyrenäenblicke sich hinzugeben. Das Schloß ist geringen Umfangs und unregelmäßig zusammengepackt, ganz und gar auf jenen Aussichts-Abhang hingedrängt. Rückwärts nach Pau und westwärts wird es ebenfalls durch einen Abhang geschieden, wendet aber diesem und der Stadt keine Façade zu, sondern erscheint von dieser Seite wie ein blindes unregelmäßiges Gemäuer. Ostwärts nach der Terasse zu hat der Abhang wahrscheinlich vor Errichtung des Schlosses unzertrennt zusammengehangen, in alter Schloßkriegsweise ist er aber durchgestochen und zu einem tiefen Schluchtgraben ausgeweitet worden, so daß eine Brücke über diese Schlucht der einzige Zugang gewesen, und der Schloßberg der Bearner Herren ganz isolirt worden ist. Trotzdem kann es immer nur von der Westseite, wo jetzt eine Landstraße vorüberführt, und von der Stadtseite das Ansehn eines isolirten Bergschlosses gehabt haben, da die Hauptfront nach Süden in gleicher Höhe mit der südlichen Terassenseite Pau's belegen ist, und die Trennung durch den Schluchtgraben nicht in die Augen fällt. Spätere Zeit, wo die kriegerische Bedeutung solcher Schlösser verschwunden ist, und besonders jetzt hat man auch die unzu-

gänglichen Seiten durch geschlungene Lehnwege mit Aufgangswegen versehn, und über jene westliche Landstraße sogar eine Brücke geschlagen, die heutiges Tages in den Park von Pau und tiefer hinein in die Jagdholzungen der Bearner Fürsten führt. Der Eingang über die Brücke des Schluchtgrabens ist indessen auch jetzt noch der Haupteingang. Er führt durch ein Thorhaus in den Hof des Schlosses. Dieser Hof, ringsum zugestellt und schmal, empfängt ganz wie ein alter Burghof, und zeigt nirgends ein einladendes Hauptportal. Man wird links eingeführt, und stößt auf kleinem Flur beinahe wörtlich an eine Statue Heinrichs, die eher wie ein Schloßwächter als wie Frankreichs Henri quatre angebracht erscheint. Kurz, die Erwartung großer Verhältnisse muß man hinter sich lassen, um den Raum eines ritterlich=fürstlichen Stilllebens, eines heimlichen steinernen Herrenhauses im Bearner Schlosse zu genießen. Der erste Bourbon, der Ritterführer Heinrich, zeigt in seinem Wesen gar oft Merkmale dieser anspruchslosen und doch weit aussehenden Ritterwohnung, dieses gemüthlichen Steinhauses mit vielen Ecken und Winkeln.

Die Natur giebt nur das Linienhafte, es sind die furchtsamen, es sind die thatlosen Menschen, welche sich damit begnügen. Es sind die machtlosen Lyriker, die von nichts zu sprechen wissen als von den Schönheiten der Natur, es sind die Deutschen, welche der Natur die besten aber auch die zahlreichsten Worte geben. Der Franzose ist der Natur gegenüber arm wie eine Kirchenmaus, er hat nichts, als ein Paar überlieferte Redenkarten. Ihm ist die Natur verschlossen, uns ist sie übermäßig aufgethan, dergestalt, daß wir den bloßen Hintergrund der Dinge zum Ein und Alles machen. Alles da draußen ist nur eine Anregung für das, was vom Menschen ausgehn, was menschlich entstehen soll, es soll sich in mich verlieren, nicht umgekehrt. Und er verlor sich in die Reize der Natur — heißt es im deutschen Romane, als ob dem Helden wer weiß welch eine Fähigkeit zuertheilt wäre. Die Fähigkeit des Weibes, die Fähigkeit der Hingebung, des Nichtsthuns. Reisen und Reisen und immerfort Natur anschauen und nichts weiter thun, das macht den Menschen zu nichte. Der lebhafte Sinn für Natur hat auf die Geschichte unsers Vaterlandes einen ach, wie großen Einfluß geübt, hat die vage Kombinationswelt des Traumes geübt, hat etwas geübt, was Fertigkeit aber nicht Kunst werden

kann, hat die That vereinzelt, die Macht hintangesetzt, hat unsere Geschichte zur Literaturgeschichte gemacht, und zwar zu einer Literaturgeschichte so unbestimmter Form, wie die Natur unbestimmte Form zeigt.

Das Gegentheil davon hat in Frankreich die Gesellschaft über Alles gestellt, die persönliche Welt des Einzelnen völlig verwischt, den Hauch der Ewigkeit, die Poesie zerstört, die literarische Form eintönig, die politische Kraft groß gemacht. Wir gehen zu weit auseinander, der Franzose schnürt sich zu fest zusammen. Raffen wir uns!

Ein jeweiliges Aufsuchen der Natur, ein jeweiliges Hingeben an dieselbe heißt sich sammeln in einer neuen Gottheit, denn das Handeln allein beschränkt, und die Natur eben weil sie todt, erweitert uns, sie ist der stets offene Raum für die Gottheit in uns, sie ist da, damit wir in ihrem Angesichte uns dehnen und neu befruchten. Darum ist Krieg und Jagd, wo das Handeln Arm in Arm geht mit der Naturanschauung, eine so überaus weckende Lebensart. Darum wird der bloße Städter so klein in Blick und Hoffnung.

Es kommt nicht so viel darauf an, wie man

gerne sagt, daß der tägliche Anblick der Natur ein erhabener, ein besonders schöner sei. Im Gegentheile, die abgestumpften Linien einer alltäglichen Gegend wirken oft erweiternder auf den Geist, welcher aus der Mitte geistiger Thätigkeit kommt, als die scharfe Form der Landschaft. Denn eine solche ist eben auch einem Geistesprodukte ähnlicher, ist also in geringerem Grade Ergänzung für den Menschen. Erfahrung lehrt ja auch, daß die Völkerschaften pittoresker Gegend selten die schöpferischsten sind.

Aber — „von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern" — von Zeit zu Zeit ist es uns ein Wunder, ein Wunder für die Schöpfung in uns selbst, das Großartige der Erdumrisse zu sehn. Wer dies Wunder braucht, der fahre von Pau in's Pyrenäengebirge hinein. Man geht am Gave de Pau hinauf. Gave heißt in den Pyrenäen jeder Fluß, das Beiwort erst unterscheidet ihn vom anderen. Lange zögert der Weg, sich an die steilen Bergwände zu wagen, er läuft ihnen wie schüchtern entlang bis Lestelle. Man weiß auch wirklich nicht zu errathen, wie da hinein zu kommen sei, denn der jähe Charakter unterscheidet durchaus das Pyrenäengebirg von den Alpen. Diese verlaufen sich so rund und mählig, die Mattenhänge sind weich, die Berge breiten sich, man glaubt immer

an eine Möglichkeit des Zugangs, man empfindet den Eindruck weiter Majestät, die auch dem kleinen Menschen zugänglich. Die Pyrenäen dagegen wirken auf uns wie titanische Verwegenheit, jach wie der Pfeil steigen sie auf, scharf wie das Schwert schneiden sie ab. Selten zeigt sich jene Thürmung der Alpen, wo langsam Alpe auf Alpe steigt zum breiten Gipfel. Der Pyrenäen-Berg beginnt unten im tiefsten Thale, und fliegt in einem Wurfe auf bis zur schmalen Spitze, die oft der Nadelspitze gleicht. Daher auch der passende Name Pic. Wo Wände vorkommen wie in der Schlucht gen Cauterets, da erinnern sie mehr an Tyrol als an die Schweiz, und Welsch-Tyrol, wo die Farbe schon warm, nähert sich am ersten der Pyrenäenart, aber auch dies gleicht ihr nicht. Tyrol ist baumreicher, und seine Bäume, seine Sträucher sind nördlicher, seine Felsmassen sind oft kolossaler und plumper, seine Gletscher sind als Gletscher stattlicher und wichtiger. Das Pyrenäengebirg ist daneben fein, die Buchsbaum- und Myrthenhecke zackt sich unten so zierlich, die sparsame Tanne oben erscheint so trocken, die Farbe ist so tief und satt, Schnee und Eis ist enger zusammengedrängt, es ist ein Gebirg der Thürme, ein Gebirg für den Vogel.

Bei Lestelle kann man den Granitwänden nicht

mehr vorüber, man wagt sich hinein in die blaugrünen Geheimnisse, man hält sich an den Gave. Diese Bäche allein haben den Wegen im Hochpyrenäengebirg eine Möglichkeit gebrochen, immer an ihnen klemmt sich die Straße hin durch die Schlucht. Es giebt nur drei solcher Straßen, und alle drei haben nur einen Anfangs- und Ausgangspunkt bei dem Städtchen Lourdes. Dort treffen, einige Lieues hinter Lestelles, die Wege von Pau, von Tarbes und von Bagnères zusammen, von Nordwest, von Nord und von Ost. Der südliche Weg gen Spanien hat hier inmitten des Gebirgsstockes von Lourdes aus nur einen einzigen fahrbaren Zugang. Und er führt nur in die Bäder. Die Hauptberge, die sich östlich vom Mont perdu über die Rolandsbresche und Vignemale nach Westen herüberziehn, setzen ihm ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Ueber Cauterets, St. Sauveur und Gavarny hinaus steigt nur der neugierige Reisende und der Schmuggler, denen es darum zu thun ist, in die Thäler von Arragon hinab zu blicken. Man traue den Landkarten nicht, die mit leichtem Federzuge ihre Straßen nach Spanien hinüberziehn, sie sind falsch. Nur über die Bidassoabrücke nach Pampeluna hinab, weiter östlich über Bagnères de Luchon, am Maledetta-Gebirge vorüber, über Benasque

nach Saragossa hinab, und unweit des Mittelmeeres von Perpignan nach Figueras führen die drei fahrbaren Straßen nach Spanien. Selbst die mittlere, an der Maladetta vorüber, würd' ich bezweifeln, wenn mir der Zweifel da erlaubt wäre, wo ich nicht selbst bis an die spanische Grenze gekommen bin. Ich weiß nur, daß das Gebirge dort noch sehr hoch und schwer wegsam ist, und weiß, daß der Franzose sehr unzuverlässig ist im Bericht über Weg und Steg.

Von Lestelle nach Lourdes beginnt schon die Erscheinung, welche dem Nordländer so imponirt: jede Thür-, jede Fensterpfoste des ordinairen Hauses ist von Marmor. Die Marmortische und Kamine, die durch ganz Frankreich in jedem leidlich möblirten Hause zu finden sind, verlieren hier plötzlich ihren Reichthumszauber für den Reisenden.

Auf einem raschen Pferde kann man von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang diese gebahnten Hauptthäler der Hochpyrenäen durcheilen. Der gewöhnliche Tourist, welcher alle Aussichtspunkte besucht, kann eine Woche in diesem kleinen Kreise zubringen. Man geht zuerst direkt nach Süden bis Cauterets. Es ist eigenthümlich, daß die Hauptthäler nicht die Hauptkette entlang laufen, sondern winkelscharf in sie hinein, von Norden nach Süden. Der Anfang die-

ſes Thalweges und das ganze Thal hieß ſonſt das Thal von Lavedan; wo ſich der Weg ein Wenig ſüdöſtlich beugt, nimmt das Thal jetzt den Namen vom Städtchen Argeles, und windet ſich bis gen Luz hinauf. Man kann alſo den Weg bis Luz als ein Hauptthal bezeichnen. Ungefähr auf der Mitte dieſes üppigen Thalweges beugt man halb rechts ab, juſt als wollte man mit der Stirn gegen die Granitwände ſtoßen. Dies iſt der Weg nach Cauterets, was hinter der zugemauerten Welt liegt. Man verläßt hier die Straße nach Luz, nach dem Mittelpunkte der Thäler, weil nach Cauterets nur dieſer einzige Einſchnitt leitet, es führt kein andrer Weg nach Küßnacht; ſeitwärts ſind ſenkrechte Schluchten, hinten ſtellen ſich die hohen Berge vor, der Monne und die Vignemale, welche ganz auf franzöſiſchem Boden der höchſte Pyrenäenberg iſt. Man kann alſo von Cauterets nur über die Gebirge weiter, oder man muß dieſelbe Straße zurück. Die Straße ſelbſt iſt in Frankreich wie ein Wunderwerk berühmt, wirklich hängt ſie am Eingange der Cauterets-Schlucht über dem Flecken Pierrefitte wie ein Seiltänzerweg gemauert in der Luft, und ich konnte nicht ſogleich daran glauben, daß dies eine Heerſtraße ſei. Aber die großen Alpenſtraßen nach Italien ſind doch viel mächtigere Werke.

Ich machte sie mit meinem Gefährten zu Fuß, es war Nachmittags, die Sonne ging aber zeitig unter hinter diesen thürmehohen Wänden, und trotz der unverkennbaren Chaussée, trotz einzelner Reiter und Reiterinnen, die einen nahen Badeort verriethen, sahen wir einander oft fragend an, ob wir uns wol verirrt haben könnten. Denn bei jeder Wendung der Felsen sah man keine Möglichkeit eines weiteren Zugangs, die Wände traten aneinander wie zu enger Umarmung, der Bach selbst schien um sein Weiterkommen verlegen, zwei Stunden waren vergangen, und die Felsenöde zeigte nicht den geringsten Anschein, daß hier noch ein Menschenthal sich finden könne, die Dämmerung wurde dichter. Ich wußte aber doch, daß Herr Thiers alle Jahre nach Cauterets ginge, Cauterets mußte existiren und Gelegenheit bieten für ein Nachtlager. Da erweiterte sich plötzlich die Schlucht, grüner Rasen zeigte sich statt des nackten Gesteins, verstreute Häuser, wie Schreibershau im Riesengebirge, erschienen hie und da, nicht ein Marmorstädtchen, wie ich erwartet, ein auseinandergesätes Dorf schien sich zu bieten. Aber die einzelnen Häuser am Wege waren ungastlich verschlossen, wir schritten immer hastiger und hastiger, um der Nacht vorauszueilen, kein Wirthshaus zeigte sich. Gräfenberg, wie es sonst

war, stieg zum Schrecken vor mir auf, und ein mitleidiger Heuboden ward meine letzte Nachthoffnung. Unterdessen hatte sich der Weg immer leise links gewendet, das Thal war weiter geworden, und auf einmal sahen wir auf der Höhe neben uns leuchtende weiße Gebäude, und unser Fuß stieß an das Städtchen, welches wie Carlsbad oder Baden Baden sich versteckt hatte, und jetzt seine Harfen und Dudelsäcke hören ließ, wie jeder wohlorganisirte Badeort.

Cauterets, St. Sauveur bei Luz, Barèges und die beiden Bagnères sind die Hauptbadeorte dieses Hochgebirgs. All die Wasser sind warm, und schmecken schlecht vom Schwefel. Alle die Badeanstalten sind von Marmor. Die von Cauterets liegt noch ein Viertelstündchen hinter dem Städtchen aufwärts, wo man links nach der Vignemale steigt, rechts nach dem Lac de Gaube und der spanischen Grenze hinaufreitet auf den kleinen, äußerst geschmeidigen Pferden Navarra's, die offenbar aus der maurischen Zeit und von der arabischen Race stammen. Der Franzose hat wenig Sinn für das Thierleben, ist darum ein schlechter Reiter, und hat seine Pferderacen von Navarra, von Limousin und der Normandie ungeschickt vernachlässigt. Die navarresischen Pferde sind heute noch in ihrer Entartung unverwüstlich. Der nordi=

sche Pferdesinn hat neuerdings, besonders durch den Herzog von Orleans, auch in Frankreich einigen Antrieb gegeben, die Gestüte — bei Pau ist ein solches — werden aufmerksam behandelt, Pferderennen sind eingeführt, aber es kommt nicht über einen unbedeutenden Dilettantismus hinaus, die Fremden sind dabei Sieger, und Frankreich ist in diesem Punkte hinter der Zeit zurückgeblieben. Wie todt erscheint Berlin gegen Paris, und doch sieht man in Berlin viel mehr schöne Pferde als in Paris.

Der Weg zum Lac de Gaube führt oben im Gebirg am Pont d'Espagne vorüber, eine berühmte Schmugglerpassage, so daß die Hütte am See auch als Cigarrenladen aufgesucht ist. Der so hoch liegende See, von starren Felsen eingeschlossen, ist lichtgrün, tief und von heftigen Windstößen bewegt. Ein Stein am Ufer erzählt den Untergang eines englischen Liebespaars in diesen einsamen Wassern. Semilasso berichtet, so viel ich mich erinnere, ausführlich diesen Vorfall, der jetzt manchen poetischen Pilger hier heraufführt in diese todtenstille Gebirgsöde. Sogar den Tannen ist es hier schon zu rauh, ihre Zweige hängen morsch am Stamme wie die Arme eines Menschen, der verzweifelt. Dennoch fehlt es noch nicht an Lebenszeichen des Gebirgs, rechts abwärts von

der Vignemale, die schneeweiß diesen Bergkreis beherrscht, sieht man an den steilen Wandhängen gelbe Punkte. Das sind Kühe, die Wolkengräser suchen. Dies Thier ist zu gedankenlos, um Schwindel zu haben.

Der Führer stellte uns hier die Wahl, über die Vignemale und die daranstoßenden Bergrücken nach Gavarny, dem großartigsten Pyrenäenschlusse Frankreichs hinüberzusteigen, oder rückwärts über Pierrefitte die Thalstraße dahin zu wählen, und den eigensinnigsten Berg, die Rolandsbresche zu ersteigen. Er liegt über dem Cirkus von Gavarny, an den Schultern des Mont perdu, ist halb spanisch, voll böser Launen und schwer zu erklimmen. In der guten Zeit des Vor-Mittelalters, wo man noch keinen Weg brauchte, ist Roland mit seinem Schlachtrosse dahinauf geritten, und hat mit seinem guten Schwerte Durandarte eine Bresche in den Fels gehauen, damit der Fels endlich ein Ende nehme, und einen Durchgang nach Spanien gestatte. Ich weiß Poesie und Prosa zu unterscheiden, und mißtraue all den Wegen, die ein Mythus berühmt gemacht. Wären sie menschlich, so hätten sie keinen Mythus gebraucht. Zudem bin ich kein solcher Naturforscher, daß es irgend Jemand was nützen könnte wenn ich einen selten betretenen Weg

beschriebe. Der eitle Schein interessirte mich hierbei nicht, der sonst als ein poetischer Reiz auch für Rechtfertigung des thörichten Unternehmens genügt. Wozu also ein Leben aussetzen, was vor der Hand immer noch die einzige Möglichkeit ist, zu handeln und zu genießen? Kein Memoire erzählt, daß Heinrich IV. auf die Rolandsbresche geklettert sei, nicht einmal in Verfolgung der Isards, es war da keine Spur zu suchen für seinen Charakter, und Napoleon hat versichert, es sei stets eine Thorheit, sich ohne Zweck und Noth in eine Gefahr zu begeben.

So deutliche Gründe wirkten nichts auf meinen Gefährten. Eben weil so selten Jemand bewogen sei, auf die Bresche zu klettern, sollten wir es thun. Das Geschlecht dieser Logik ist leicht zu erkennen. So ging es denn den braunen Schluchtweg nach Pierrefitte zurück, und dann rechts im Thal von Argeles weiter nach dem offenen Thalkreise von Luz. In diesem weitesten, gerundetsten Becken der Hochpyrenäen liegt auf einem einzelnen Hügel ein verzaubert Schloß des schwarzen Prinzen, unten nicht weit davon das Städtchen Luz, und über ihm hinaus an der Lehne des hohen Pic de Bergons eine verfallende Abtei der Tempelherrn. Die Geschichte hat hierher ihren Weg gefunden, wie vermittelst der Ga=

ve's die Thäler hierher ihren Weg finden. Dieser Thalwege sind drei: der erste von Nordwest herkommend, von Lourdes, Argeles, Pierrefitte war der unsrige, und er allein läßt den Berggefangenen zu Wagen hinaus in die Welt. Luz liegt im nordöstlichen Winkel des Thalbeckens, und dort hinaus führt der zweite Weg nach Barèges, aber nur bis Barèges. Die Gebirge des Pic du midi und des Tourmalet stellen sich dort vor, und lassen nur zu Fuß oder zu Pferde hinübergelangen in's Kampaner-Thal und nach Bagnères de Bigorre, was an der Abdachung des Gebirges liegt. Eine Viertelstunde südlich von Luz ist St. Sauveur, und da führt der dritte Weg in die Schlucht von Gedre und Gavarny, direkt nach Spanien. Man reitet an schwindelnden Abhängen bis Gavarny, und ist dann am Ende Frankreichs und alles Weges. Ein himmelhoher Halbkreis senkrechten Granits stellt sich vor zur Scheide der beiden Länder, der Cirque von Gavarny, spanische Wasser herabstürzend von der Wolkenhöhe wie Spott und Hohn gegen den dreisten Franzosen.

Das Becken von Luz, zugestellt von hohen Bergen, hat vielleicht nur eine Lieue im Umfange, aber es ist angefüllt mit allem Pyrenäenreize; die dunklen Farben glühn von den Kuppeln der Berge bis zur Buchs-

baumhecke und dem Thymian- und wilden Safrangesträuch, die breitschattigen Maronen und Nußbäume und Ulmen gedeihn in Pracht, obwohl das Becken von Lüz fast so hoch wie der Brocken gelegen ist. Die Sommer sind entzückend und die Winter zweifellose Winter, wie der Deutsche sie liebt.

Das Städtchen Luz ist an den Rigi der Pyrenäen gelehnt, an den Pic de Bergons, den man bis zur Spitze zu Pferde ersteigen kann. Hier genießt man die volle Uebersicht der Hauptspitzen, nach Süden der Piks in Spanien bis zum Mont perdu, dem höchsten Haupte des ganzen Gebirgs; nach Südwesten der Vignemale; nach Norden, gegen die französische Fläche hin des Pic du Midi. Es ist wie ein Lanzenwald, hier in blaurothen Stahlspitzen flimmernd, wo der Granit nackt zu Tage liegt, dort, besonders gen Spanien hin, in Silberspitzen ewigen Schnees. Immer wieder folgt der Blick jener langen Schlucht, die sich nach Gavarny hinaufzieht, sich zum Cirkus aufbaut und wie von Himmelsfestungen gekrönt ist durch die Tours de Marboret, die Rolandsbresche, die falsche Bresche und hinter und über allem erst durch die Culotte du Mont perdu, endlich durch die letzte und höchste Kuppe des Mont perdu selbst. Hier wird die Welt so hoch, daß sie selbst den Charakter der Pics verliert,

den Charakter der spitzen Regelmäßigkeit. Breite Schneeflächen, einzelne Gletscher bedecken und verwirren diese Regelmäßigkeit, die Breschen, nach oben offene Thore, je zu zwei Pfeilern, zacken sich eigenthümlich aus gegen die durchsichtige Luft, die Culotte ballt sich rund auf wie eine Alp von Stein, und die Spitze des Mont perdu, östlich von ihr und den Breschen, schließt weniger spitz als jeder Pik zweiter Gattung.

Wie weich und mild erscheint daneben rückwärts das Becken von Luz mit seinem schmalen Durchblicke auf's Thal von Argeles! Ein Schneeschauer zog wie ein Schleier über die Piks daher; es war im Anfange des September, am Himmel schwamm der Sonne Gold, durch die Luft wehte der durchsichtige silberne Schleier, und unten lag in magischer Beleuchtung das Becken von Luz, sein dunkles Grün und Braun hinausschlängelnd in die Thalöffnung von Argeles.

An welchen Abgründen, über Marmorbrücken, an wie viel Wasserfällen reitet man hinauf im Thale von Gavarny, drei Stunden lang, immer häuptlings bedroht von steilen Bergen! Darunter heißt noch heute einer der Visigoth, wohl zum Gedächtniß der Westgothen, die einst das Land bedeckt haben. Da sind Echo's, Wasserfälle und wie viel andre Nürnberger Waare der Naturreize, die mit ihrem Detailanspruche

gebracht war. Dies geschieht überall, wo es am Thurme fehlt, und das Gebäude der Templer, die selbst bis Gavarny gedrungen, existirt nicht mehr für Religions-anstalten dieser Art. — Nach einer Stunde waren wir im Angesichte des Cirkus, jener halbkreisförmigen Granitmauer, die sich wohl eine halbe Lieue scheitelglatt umherzieht. Ein schmaler Wasserfall, viel, viel höher als der Staubbach in Lauterbrunn, fällt da herunter. Der Raum ist zu groß, man hört kein Geräusch von ihm. Napoleon hat einmal mit dem Präfekten der Hochpyrenäen hier gestanden vor dieser unbezwinglichen Grenze Spaniens — „zwei Millionen sind hinreichend,“ hat er ärgerlich geäußert, „um dies Hinderniß einer Heerstraße zu sprengen.“ Soll dies nicht einen Gott verdrießen?

Besorgt blickte ich links und rechts, wie uns ohne diese Millionen ein Zugang auf diese Höhen möglich sei. Nach der rechten Seite hin wiesen die Führer, ja das mag wol die rechte Seite sein, aber sie ist eben so perpendikulär wie alles Andere. Ohne Brücke passirten wir den Gave, der von da oben herabkommt aus dem See des Mont perdu und nicht weit von uns durch eine von Schnee gewölbte Brücke nach Frankreich herabrauscht. Jene Brücke von Schnee und Eis gebildet, was sich einst in grauer Vorzeit

verspätet und, von Jahr zu Jahr neu versehn, dauernd erhalten hat, schien entweder den Führern zu weit entlegen, oder wie Zuckergestalt bloß des Schauspiels halber vorhanden, kurz wir sprangen von Stein zu Stein im Gave und halfen uns auf diese Weise hinüber. Es lag in diesem Cirkusgrunde sonst kein Schnee, und wir kamen über Steinblöcke und Geröll unaufgehalten an die Mauer. Hier erwartet jeder billig denkende Tourist doch einen Schimmer von Fußsteig, findet aber nur das, was die Gemse eine bequeme Promenade nennen mag. Man benützt die schmalen Felsabfälle, und bringt sich dadurch weiter, daß man nicht geradeauf verlangt, sondern sich immer nach der Seite wendet. Hinabzusehen ist nicht nöthig, da es auch dem bündigsten Kopfe Unordnung erwecken kann, da man ja zunächst nur hinauf will. Eulenspiegels Wort und eine Doppelflinte, womit ich beladen, machten mir große Pein. Ich gestehe, daß ich gern an den weitesten Rückweg durch Spanien gedacht hätte, wäre nicht da drüben jenseits der Bresche Cabrera und das Erschießungssystem gewesen. Man denkt, über Abgründen hängend, äußerst klar und kurz, alle Schriftsteller-Manier verschwindet, und ich fand das Mißverhältniß schreiend, für ein paar Zeilen Reisebeschreibung so lange Gefahr zu laufen. Gar zu

den Eindruck zersplittern. Zum Beispiele ein großes und kleines Chaos, woran der Franzos seine seltensten Worte verschwendet. Es ist dies ein durcheinandergebrochenes Felsgestein von geringer Bedeutung im Vergleich der Massen, die vom Cirkus herabstarren. Der Tag verschwand uns wieder zu früh in dieser Enge, den kleinen Pferden mußte die Sorge allein bleiben vor dem Abgrunde, an welchem der drei, vier Schritt breite Weg meistens hinführt. Denn der französische Führer unterscheidet sich vom Schweizer durch gedankenlose Sorglosigkeit; „n'ayez pas peur“ ist der einzige Rath, den er im Munde führt. Moralische Spannung ist ihm auf der Straße wie im Kriege das Hilfsmittel gegen Alles. Wie genau er sei in Hervorbringung und Schöpfung von Möbeln und kleinen Formen, draußen in freier Luft ergiebt er sich aller gallischen Oberflächlichkeit, und das Erbtheil Rom's, das Erbtheil genau begrenzter Fassung, vergißt er völlig außerhalb der Gesellschaft und des städtischen Lebens.

Der Gave de Pau kommt hier vom Cirkus herunter, über die letzte durchlöcherte Brücke führt der Weg in's Wirthshaus von Gavarny. Weit, jenseits drüben pfiff Jean Marie sein baskisch Lied, die Pferde hatten in den Brückenlöchern gestrauchelt, aber kein Bein

gebrochen, und mit „n'ayez pas peur“ empfing er uns am Eingange der großen Wirthsstube, wo der spanische Feuerherd, das spanische Patois, und der braune Pyrenäenmantel mit großer Kapuze uns begrüßten.

Glücklicherweise erkrankte mein Gefährte in dieser Nacht, und entging dadurch der Wahrscheinlichkeit, anderen Tages den Hals zu brechen. Ich zog allein aus, ein Schlachtopfer der Eitelkeit, die Bresche zu besteigen. Jean Marie hatte erklärt, daß trotz Steigeisen und Stöcken ein Führer nicht genüge, und hatte einen der Kapuzenmäntel, einen alten Isard-Jäger geworben. Es war ein spanischer Baske, der nichts von französischer Sprache wissen wollte. Er trug Sandalen und Gamaschen von behaartem Kalbsleder, die kurze Hose und Jacke von brauner Lammwolle, und die gestrickte ebenfalls braune phrygische Mütze des Hoch-Basken, die sich fest an die Ohren legt und ganz verschieden ist von der platten bauschigen Baskenmütze. Eine lange Flinte für gelegentliche Gemsenjagd hing ihm auf der Schulter, und das alte ernsthafte Gesicht, wetterwüst — basané ist des Franzosen Ausdruck — fühlte nach dem Wetter. Er schüttelte leise das Haupt, und wir stiegen aufwärts am Gave, bei einer Glocke vorüber, die am Ende des Dorfes in freier Luft an-

gebracht war. Dies geschieht überall, wo es am Thurme fehlt, und das Gebäude der Templer, die selbst bis Gavarny gedrungen, existirt nicht mehr für Religionsanstalten dieser Art. — Nach einer Stunde waren wir im Angesichte des Cirkus, jener halbkreisförmigen Granitmauer, die sich wohl eine halbe Lieue scheitelglatt umherzieht. Ein schmaler Wasserfall, viel, viel höher als der Staubbach in Lauterbrunn, fällt da herunter. Der Raum ist zu groß, man hört kein Geräusch von ihm. Napoleon hat einmal mit dem Präfekten der Hochpyrenäen hier gestanden vor dieser unbezwinglichen Grenze Spaniens — „zwei Millionen sind hinreichend," hat er ärgerlich geäußert, „um dies Hinderniß einer Heerstraße zu sprengen." Soll dies nicht einen Gott verdrießen?

Besorgt blickte ich links und rechts, wie uns ohne diese Millionen ein Zugang auf diese Höhen möglich sei. Nach der rechten Seite hin wiesen die Führer, ja das mag wol die rechte Seite sein, aber sie ist eben so perpendikulär wie alles Andere. Ohne Brücke passirten wir den Gave, der von da oben herabkommt aus dem See des Mont perdu und nicht weit von uns durch eine von Schnee gewölbte Brücke nach Frankreich herabrauscht. Jene Brücke von Schnee und Eis gebildet, was sich einst in grauer Vorzeit

verspätet und, von Jahr zu Jahr neu versehn, dauernd erhalten hat, schien entweder den Führern zu weit entlegen, oder wie Zuckergestalt bloß des Schauspiels halber vorhanden, kurz wir sprangen von Stein zu Stein im Gave und halfen uns auf diese Weise hinüber. Es lag in diesem Cirkusgrunde sonst kein Schnee, und wir kamen über Steinblöcke und Geröll unaufgehalten an die Mauer. Hier erwartet jeder billig denkende Tourist doch einen Schimmer von Fußsteig, findet aber nur das, was die Gemse eine bequeme Promenade nennen mag. Man benützt die schmalen Felsabfälle, und bringt sich dadurch weiter, daß man nicht geradeauf verlangt, sondern sich immer nach der Seite wendet. Hinabzusehen ist nicht nöthig, da es auch dem bündigsten Kopfe Unordnung erwecken kann, da man ja zunächst nur hinauf will. Eulenspiegels Wort und eine Doppelflinte, womit ich beladen, machten mir große Pein. Ich gestehe, daß ich gern an den weitesten Rückweg durch Spanien gedacht hätte, wäre nicht da drüben jenseits der Bresche Cabrera und das Erschießungssystem gewesen. Man denkt, über Abgründen hängend, äußerst klar und kurz, alle Schriftsteller-Manier verschwindet, und ich fand das Mißverhältniß schreiend, für ein paar Zeilen Reisebeschreibung so lange Gefahr zu laufen. Gar zu

gern hätte ich meine Flinte Jean Marie aufgepackt, nicht bloß weil sie schwer und er aller Bürde ledig war, sondern weil sie jeden Augenblick anstieß und mich nach dem Abgrunde stoßen wollte. Uebrigens war es auch mit allem anständigen Gange menschlicher Art längst vorbei, das Thier hat ganz Recht auf allen Vieren zu gehn, und als der Schweiß rieselnd von mir lief, und das stete Gleichgewichthalten mich erschöpfte, folgte ich dem thierischen Erhaltungstriebe und kroch auf allen Vieren. Es gab nicht Raum, eine Flinte abzuschultern, ich trug mein Kreuz als Strafe für die Jagdpassion, ich philosophirte über des Basken haarige Sohlen, womit er so viel sichrer vor mir aufklammerte, ich verwünschte die Bildung Pariser Absatzstiefeln und Hosenstrippen — und ich erreichte den Gipfel der Wände.

Ach, es war nur die erste Station! Aber es ging nun eine Zeitlang sanfter, die Abgründe verschwanden hinter uns, eine kümmerliche Matte, durch Steine und die hohe Lage verdorben, zog sich vor uns hinauf, Jean Marie, der Nachtrab kam zu uns, und keuchte „n'ayez pas peur!“ Links und rechts sah man die Felsthürme des Marboret noch weit oben, die Bresche aber nicht, und Wolken kamen mit Regen daherge-

brüselt. Weiter aufwärts erschienen braune Hammel, das Thier, was den Montagnard nährt und kleidet. Zwei spanische Hirten, in der malerischen arragonischen Tracht lagen unter einem Felsen, der sie gegen den Regen schützte, wenn auch nicht von der Seite, doch von oben.

Wir verließen unsre Richtung, um bei ihnen einzutreten, und um einen Trunk Milch in ihrem Kessel heiß zu machen. Es ist noch französisches Erdreich, aber hier oben macht man kein Eigenthumsrecht geltend, der Berghirt auf der Bresche ist über dem Gesetze. Bis der Schnee die letzten Halme bedeckt, bleibt er hier oben, und holt sich nur zuweilen unten in Jorla ein Paar große Brote. Ist er ganz ausgehungert, schlachtet er einen Hammel, und wenn die Lüge auch auf dieser Höheneinsamkeit entstehen kann, so sagt er seinem Herrn, der Hammel sei in eine Schlucht gestürzt. Wie glücklich der Autor, der für solches Hirtenpublikum schreiben darf, Alles darf er sagen, hier ist Zeit und Raum zum Lesen. Es waren schlanke Bursche mittlerer Größe, sanft und stumpf, die einsame Zeit dient ihnen nicht zum Denken, sondern zur Gedankenlosigkeit. Einsamkeit ohne Gegensatz ist Oede.

Weiter hinauf wurde der flache Berg noch steini=

ger, und Schneestriche begannen. Wir verloren einige Zeit, der Baske und ich, einen Gemsentrupp zu beschleichen, der hinter einem Schneefelde zu spüren war. Eine Schneewolke vernichtete allen weiteren Jagdplan, und wir stiegen den Schneehang hinauf. Die für mich bestimmten Steigeisen waren zu weit, und so mußte ein Kamm von Geröll zum Wege erwählt werden, ein Weg, der beinahe so viel zurückbringt, als vorwärts, und der doch wie Alles ein Ende nahm. Wir standen oben, die Breschepfeiler wie Thürme in geringer Entfernung vor uns, aber aus Arragon herüber tobte ein abscheulicher Schneesturm zwischen ihnen hindurch, und ein Gletscher lag noch zwischen uns und dem erstrebten Punkte. Nicht ein Gletscher wie in der Schweiz mit Zacken und Zinnen, sondern ein rund abgehobelter Kegel, der ohne den geringsten Höcker hinabeilte in eine von Nebel bedeckte Tiefe. Ein Schneehauch lag darüber, um ihn noch glatter zu machen. Was thun? Ich mußte zu den schlotternden Steigeisen flüchten, und mich den Göttern anvertraun. Oder sollte ich umkehren? Die Bresche lag ja nur hundert Schritte vor mir, ich war ja doch bei ihr gewesen, und wenn ich prahlen wollte, wer verriethe es denn? Jean Marie war dieser Logik nicht abgeneigt, aber der Baske schüttelte den Kopf. Er

eröffnete den Zug, er verstand und sprach plötzlich französisch, und versprach mir im Nothfalle die Hand, wenn ich fiele. Seit dem Winter mußte Jemand oben gewesen sein, es waren noch ausgewaschene Spuren von Beilstufen vorhanden, für uns von großem Werthe, da Jean Marie das Beil vergessen hatte. Man passirt den Gletscher mehr quer als aufwärts, die Beine kommen deshalb leichter einander in den Weg, und das Gleichgewicht ist schwerer zu halten. Der Schwindel war äußerlich nicht unterstützt, da man nur etwa hundert Schritt die Flucht des Eisberges nach unten erblickte, und dann nur dicken Nebel sah. Die Phantasie hatte nur zehn Minuten lang zu schweigen — mich peinigte es bloß, daß man dies Alles noch einmal zurück und abwärts machen müsse, besonders die Thurmwände unten! Die Steigeisen kamen denn einander auch richtig in den Weg, weil sie sich verschoben, ich strauchelte und fiel in der Mitte des Gletschers auf ein Knie. Der Baske reichte mir die Hand, ich riß den schlotternsten Stachelschuh ab, und ließ ihn in die Tiefe rollen; ich selbst kam heil hinüber, und trat in den tiefen Schnee, der die Breschenthürme umgiebt. Jean Marie, der Nachtrab, schrie um Hilfe. Er war noch mitten auf dem Eisberge, er hatte feste Steigeisen, was hat er? N'ayez

pas peur! Der Wicht hat Furcht, murmelte der Baske, und zog mich in den Sturm hinein, der durch die Bresche ras'te.

Die letzten Wendungen im Schnee, wo man noch einmal abwärts und aufwärts steigt, unsicher wie in Wolken, verrücken Einem entweder die Himmelsrichtung, oder die Bresche steht schief zwischen den Grenzen, der Baske drehte meine Schultern herum, denn ich sah nach Frankreich, wo ich nach Arragon zu sehen glaubte, und ich bin sonst himmelsgegendfest. Ist's ein alter Zauberspuk der Mythenbresche? Gott segne das Roß Rolands, es hat sich besser benommen als ich und Jean Marie, der mich in dem Windlärmen ohne Aufhören anschrie, wie ich hieße, und ob ich nicht meinen Namen einkrallen wollte in den Fels neben ich weiß nicht welchem Bourbon und sonst wen, der da angeschrieben sei. Die Luft riß sich aber eben einen Augenblick auseinander über die Felsen und Klüfte nach Saragossa hinab, und der Baske sprach mir Wichtigeres über die braunen und blauen Abdachungen, die nach dem Ebro hinabstürzen, er liebte das Land jenseits der Bresche, jenseits der sie überragenden Marboretfesten, denen die Bresche zugehört. Der Blick nach Spanien ist reicher als der nach Frankreich. Denn hier schrumpft das Thal von Ga=

varny zusammen und man sieht nur das wüste Meer der Pics, während der Blick gen Arragon hinab deutlicher in's Land gleitet.

Aber ich blieb nach all der Mühe nur etwa zehn Minuten in jener Pforte stehn, der Sturm war gar unbändig. Lohnt das der Mühe? sagt man in der Lausitz, und zurück muß er doch, wie sehr ihm davor graus't.

Es ist das Loos aller Berge wie aller Größen: man ersehnt sie, man begrüßt sie mit Jauchzen, und gar bald drücken und beengen sie uns, wir wollen ihrer ledig sein um jeden Preis. Der unternehmungslustige Mensch bleibt nicht in Bergen wohnen. Ich strebte hastig von Luz nach Barèges hinauf, die Schlucht nach Norden, um hinüber zu kommen nach Bagnères de Bigorre, wo das Land wieder offen ist, um dieser Riesenumarmung zu entgehn, welche die Sonne so spät erscheinen, so früh verschwinden macht. Das Schönste ist uns im Wege, wenn es den Blick, wenn es die Welt beengt, unsre Seele verlangt noch mehr als die Macht des Reizes, als die Macht der Kunst und Grenze, sie verlangt die Weite, die ewige Weite, was unvollständig Freiheit genannt ist, und was die

erfüllteste Geschichtsepoche weiter treibt zur Auflösung, zu neuer, weiterer Gestaltung.

Hinter Barèges ist zwar auch nach Norden der Weg zugestellt durch den Pic du Midi und den Tourmalet, aber man kann hinüber und es ist der kürzeste Weg. Bis Barèges selbst führt jetzt die Schlucht hinauf eine schöne Straße, unter Ludwig XIV. erst veranlaßt durch die Maintenon. Sie kam mit einem kranken Prinzen hierher zu den Wassern von Barèges, die noch schwer zugänglich in Bergsümpfen lagen. Es gab nur wenig Hütten und es war sehr traurig. Heute besteht der Ort aus einer langen Straße, und ist noch der rauheste und traurigste der Pyrenäenbäder. Krieger, von alten Wunden gepeinigt, Schnurrbärte aus Aegypten und Rußland suchen hier Linderung, wo der ganze Norden zwar vermauert ist durch Felsen an die 9000 Fuß hoch, wo man aber im Orte selbst an die 4000 Fuß hoch wohnt.

Von hier besteigt man den Pic du Midi, auf den neuerdings ein guter Weg gebahnt worden, und von dem man den weitesten Blick in's Franzosenland genießt. Denn dieser berühmte Pik steht neben dem niedrigeren Tourmalet an der nördlichen Grenze des Hochgebirges, dem abfallenden Lande zu. Er trägt den Beinamen de Bigorre, weil der Name Pic du

Midi öfter vorkommt, besonders in den basses Pyrenées, in der Gegend der Bäder Eaux chaudes und Eaux bonnes. Lange Zeit war er allen Reisenden der Hauptpunkt, und seine Lage, seine Höhe von 9000 Fuß verdienten die besondere Aufmerksamkeit. Rücksichtlich der sogenannt lohnenden Aussicht steht er noch heute obenan. Aber neuerdings drängt man sich nach dem Besonderen, nach dem Höchsten, nach der Bresche, nach dem Mont perdu, nach der Maladetta, nach jener krönenden Granitfeste, die südlich von der Maladetta bis nördlich über den Perdu, die Breschen und die Vignemale hinausgeht. Diese höchste Feste läuft einige Meilen ununterbrochen, und ist die wahrhaftige Krone dieses fünfzig deutsche Meilen langen Gebirgs, was vom Cap Higuer am biskayischen Golfe bis in das mittelländische Meer geht am Cap Cervera unweit Port Vendres. Die Maladetta und der Mont perdu sind natürlich am Wenigsten bestiegen, aber sie sind gemessen, und der Perdu, für uns Pyrenäenkönig, hat um 300 Fuß seine Krone an jene verwünschte Dame Maladetta abtreten müssen. Sie ist 10,722 Fuß hoch, und in ihrer Nähe sind auch die meisten Gletscher, serneilles hier genannt. Sie sind, wie alles ewige Eis hier, unbedeutender als in der Schweiz, da unter so heißer Sonne erst mit 8000 Fuß die

Schneelinie beginnt. Nach dem Mont perdu, 10,402 Fuß hoch, folgt die Vignemale mit vier andern Piks, die dem Perdu nur um hundert Fuß nachstehn. Daran schließt sich eine Reihe von 9000 Fuß hohen, worunter die Bresche und zuletzt der Pic du Midi.

Es ist nicht eine äußerliche, eine Pariser Mode, die jetzt über den Pic du Midi hinausdrängt. Der Franzose selbst nimmt wenig Theil daran, das romantische, das abenteuerliche Reisen ist nicht seine Sache, es sind meist Fremde, die in der Unwegsamkeit herumkriechen. Der Franzose heischt grandes routes. Neuerdings, mit England und Deutschland viel beschäftigt, ist er wohl ein Wenig davon abgegangen, aber das Naturel wird, seinem eignen Ausdrucke nach, im Galopp zurückkehren.

Wir waren zu Rosse das Bastanthal hinauf auf der Höhe des Tourmalet angekommen, und sahen zum letzten Male hinter uns nach der Kronenfeste des Gebirgs, die abschießt im Gaverny=Cirkus wie unnahbar. Unter wilden Bergregen von der Bresche kommend hatte ich am Fuße dieses Cirkus das prächtigste Naturschauspiel aller Reisen gehabt. Der fluthende Regen verbreitete jenen Wasserfall des Gave um die ganze, eine Viertelmeile breite Mauer her, der ganze Cirkus war ein Wasserfall!

Diesseits des Tourmalet, den Pic du Midi zur Linken, steigt man in die Schluchten, wo der Adour entspringt, und bald eine Kaskade bildet, steigt man in das berühmte Campanerthal, was nach Bagnères de Bigorre führt, an's Ende der Pyrenäen.

Ueber den Namen „Pyrenäen" haben die Franzosen die wunderlichste Ableitung. Sie gehen im Sinne der Vulkanisten auf das griechische Wort Feuer — pyr — zurück, citiren den Plato, daß dies kein eigentlich griechisches, sondern ein phrygisches Wort sei, machen die Brigiens-Gaulois zu den Vorfahren der Phrygier, und erklammern solchergestalt eine gallische Bezeichnung für Feuerberge. Sind alsdann die warmen Quellen der Pyrenäen nicht Zeugniß genug für Feuer, so weisen sie auf die vulkanischen Berge der Auvergne, des Vivarais und der Cevennen als auf Lehensberge der Pyrenäen. Halten wir uns an die einfachere Lösung, daß ein alt celtisch Wort „pyrn" Gebirg bedeuten soll, wie kurz und bündig unser sorgfältiger Reisemarschall Europas, unser Landsmann Neigebaur anführt.

Ueberaus schön zwischen weiten Felsen steigt der Tourmalet hinab zum Adour und tiefer, wo karges Grün mehr und mehr übergeht in dunkle, feiste Grünung nach dem Campanerthale. Aber die Jean Paul'sche

Vorstellung vom Campanerthale lasse man völlig hinter sich! Wohl mag man auch in einem gesegneten Thale der Unsterblichkeit nachsinnen, die Schönheit und der Segen erwecken den Gedanken eben so wie die wilde, erschreckende Natur und die seltsame Erscheinung. Schönheit und Segen müssen es hier thun, um dem deutschen Dichter nachzukommen, der immer das rauhe Fichtelgebirg vor Augen und Sinn hatte. Rechts erheben sich niedrige Felsberge, großentheils noch mit Gesträuch und Baum bedeckt, links bauen sich die Vorberge des Pic du Midi auf mit Schlucht und Terasse. Sie sind weich überzogen von grüner Matte, von braungrüner Hecke, vom gewölbten Maronen- und Nußbaume, oben darüber schließt der Buchenwald die fernere Aussicht. In den Büschen darin klopft es und knallt es; man weiß, daß dies für Schönheit der Welt geschieht, daß es den weichen Marmorbrüchen des Campaner Thales gilt. Zwischen den beiden Bergketten schlüpft eben und glatt, an beiden Seiten des Adour, das Thal hinab nach Bagnères, durchduftet von Wiesen, heiter gesammelt im Hauptorte Campan.

Ja, es ist auch eine Höhle, die berühmte Campaner-Höhle in der rechten Bergreihe. Ein Höhlenleben fragt so natürlich nach dem Himmel, denn es hat keine Sonne. Aber ach diese Campaner-Höhle

ist gar klein, niedrig und unbedeutend, es kommt Einem darin nicht leicht ein anderer Gedanke auf als der, sich nicht zu stoßen, sich nicht zu besudeln.

Jean Paul's Anknüpfung an's Campaner=Thal gehört also wie jede seiner Anknüpfungen in die Statistik seiner Phantasie. Man hat ihr im Zimmer oder in sonstiger Einsamkeit nachzugehn, nicht auf Reisen.

Auch die Lebenszeichen von Heinrichs IV. Jugend sind nicht mehr zu finden. Als junger König von Navarra lenkte er seine Jagdstreifereien so gern hierher nach dem Campaner=Thale. Da stand ein Schloß, da wohnte eine Schöne. Ihr sprach er so gern von der Unsterblichkeit seiner Liebe. Und seine Liebe war unsterblich, wenn auch veränderlich, und die Sage von seiner Liebe im Campaner=Thale wird dauern, obwohl das Schloß d'Asté zerstört ist. Wollüstiges Bagnères! in Deine Marmorbecken stieg der Bearner so gern, um Staub und Schweiß der Jagd abzubaden, und sich mit dem Lebenshauche Deines Wassers zu durchdringen. Es ist der größte und prächtigste Badeort Frankreichs, das französische Bath, von unsern Bädern Wiesbaden am Aehnlichsten. Die römischen Consuln, die römischen Cäsaren, Augustus selber haben in Bagnères gebadet. Zwei und dreißig Quellen

erfüllteste Geschichtsepoche weiter treibt zur Auflösung, zu neuer, weiterer Gestaltung.

Hinter Barèges ist zwar auch nach Norden der Weg zugestellt durch den Pic du Midi und den Tourmalet, aber man kann hinüber und es ist der kürzeste Weg. Bis Barèges selbst führt jetzt die Schlucht hinauf eine schöne Straße, unter Ludwig XIV. erst veranlaßt durch die Maintenon. Sie kam mit einem kranken Prinzen hierher zu den Wassern von Barèges, die noch schwer zugänglich in Bergsümpfen lagen. Es gab nur wenig Hütten und es war sehr traurig. Heute besteht der Ort aus einer langen Straße, und ist noch der rauheste und traurigste der Pyrenäenbäder. Krieger, von alten Wunden gepeinigt, Schnurrbärte aus Aegypten und Rußland suchen hier Linderung, wo der ganze Norden zwar vermauert ist durch Felsen an die 9000 Fuß hoch, wo man aber im Orte selbst an die 4000 Fuß hoch wohnt.

Von hier besteigt man den Pic du Midi, auf den neuerdings ein guter Weg gebahnt worden, und von dem man den weitesten Blick in's Franzosenland genießt. Denn dieser berühmte Pik steht neben dem niedrigeren Tourmalet an der nördlichen Grenze des Hochgebirges, dem abfallenden Lande zu. Er trägt den Beinamen de Bigorre, weil der Name Pic du

Midi öfter vorkommt, besonders in den basses Pyrenées, in der Gegend der Bäder Eaux chaudes und Eaux bonnes. Lange Zeit war er allen Reisenden der Hauptpunkt, und seine Lage, seine Höhe von 9000 Fuß verdienten die besondere Aufmerksamkeit. Rücksichtlich der sogenannt lohnenden Aussicht steht er noch heute obenan. Aber neuerdings drängt man sich nach dem Besonderen, nach dem Höchsten, nach der Bresche, nach dem Mont perdu, nach der Maladetta, nach jener krönenden Granitfeste, die südlich von der Maladetta bis nördlich über den Perdu, die Breschen und die Vignemale hinausgeht. Diese höchste Feste läuft einige Meilen ununterbrochen, und ist die wahrhaftige Krone dieses fünfzig deutsche Meilen langen Gebirgs, was vom Cap Higuer am biskayischen Golfe bis in das mittelländische Meer geht am Cap Cervera unweit Port Vendres. Die Maladetta und der Mont perdu sind natürlich am Wenigsten bestiegen, aber sie sind gemessen, und der Perdu, für uns Pyrenäenkönig, hat um 300 Fuß seine Krone an jene verwünschte Dame Maladetta abtreten müssen. Sie ist 10,722 Fuß hoch, und in ihrer Nähe sind auch die meisten Gletscher, serneilles hier genannt. Sie sind, wie alles ewige Eis hier, unbedeutender als in der Schweiz, da unter so heißer Sonne erst mit 8000 Fuß die

Schneelinie beginnt. Nach dem Mont perdu, 10,402 Fuß hoch, folgt die Vignemale mit vier andern Piks, die dem Perdu nur um hundert Fuß nachstehn. Daran schließt sich eine Reihe von 9000 Fuß hohen, worunter die Bresche und zuletzt der Pic du Midi.

Es ist nicht eine äußerliche, eine Pariser Mode, die jetzt über den Pic du Midi hinausdrängt. Der Franzose selbst nimmt wenig Theil daran, das romantische, das abenteuerliche Reisen ist nicht seine Sache, es sind meist Fremde, die in der Unwegsamkeit herumkriechen. Der Franzose heischt grandes routes. Neuerdings, mit England und Deutschland viel beschäftigt, ist er wohl ein Wenig davon abgegangen, aber das Naturel wird, seinem eignen Ausdrucke nach, im Galopp zurückkehren.

Wir waren zu Rosse das Bastanthal hinauf auf der Höhe des Tourmalet angekommen, und sahen zum letzten Male hinter uns nach der Kronenfeste des Gebirgs, die abschießt im Gaverny-Cirkus wie unnahbar. Unter wilden Bergregen von der Bresche kommend hatte ich am Fuße dieses Cirkus das prächtigste Naturschauspiel aller Reisen gehabt. Der fluthende Regen verbreitete jenen Wasserfall des Gave um die ganze, eine Viertelmeile breite Mauer her, der ganze Cirkus war ein Wasserfall!

Diesseits des Tourmalet, den Pic du Midi zur Linken, steigt man in die Schluchten, wo der Adour entspringt, und bald eine Kaskade bildet, steigt man in das berühmte Campanerthal, was nach Bagnères de Bigorre führt, an's Ende der Pyrenäen.

Ueber den Namen „Pyrenäen" haben die Franzosen die wunderlichste Ableitung. Sie gehen im Sinne der Vulkanisten auf das griechische Wort Feuer — pyr — zurück, citiren den Plato, daß dies kein eigentlich griechisches, sondern ein phrygisches Wort sei, machen die Brigiens-Gaulois zu den Vorfahren der Phrygier, und erklammern solchergestalt eine gallische Bezeichnung für Feuerberge. Sind alsdann die warmen Quellen der Pyrenäen nicht Zeugniß genug für Feuer, so weisen sie auf die vulkanischen Berge der Auvergne, des Vivarais und der Cevennen als auf Lehensberge der Pyrenäen. Halten wir uns an die einfachere Lösung, daß ein alt celtisch Wort „pyrn" Gebirg bedeuten soll, wie kurz und bündig unser sorgfältiger Reisemarschall Europas, unser Landsmann Neigebaur anführt.

Ueberaus schön zwischen weiten Felsen steigt der Tourmalet hinab zum Adour und tiefer, wo karges Grün mehr und mehr übergeht in dunkle, feiste Grünung nach dem Campanerthale. Aber die Jean Paul'sche

Vorstellung vom Campanerthale lasse man völlig hinter sich! Wohl mag man auch in einem gesegneten Thale der Unsterblichkeit nachsinnen, die Schönheit und der Segen erwecken den Gedanken eben so wie die wilde, erschreckende Natur und die seltsame Erscheinung. Schönheit und Segen müssen es hier thun, um dem deutschen Dichter nachzukommen, der immer das rauhe Fichtelgebirg vor Augen und Sinn hatte. Rechts erheben sich niedrige Felsberge, großentheils noch mit Gesträuch und Baum bedeckt, links bauen sich die Vorberge des Pic du Midi auf mit Schlucht und Terasse. Sie sind weich überzogen von grüner Matte, von braungrüner Hecke, vom gewölbten Maronen- und Nußbaume, oben darüber schließt der Buchenwald die fernere Aussicht. In den Büschen darin klopft es und knallt es; man weiß, daß dies für Schönheit der Welt geschieht, daß es den weichen Marmorbrüchen des Campaner Thales gilt. Zwischen den beiden Bergketten schlüpft eben und glatt, an beiden Seiten des Adour, das Thal hinab nach Bagnères, durchduftet von Wiesen, heiter gesammelt im Hauptorte Campan.

Ja, es ist auch eine Höhle, die berühmte Campaner-Höhle in der rechten Bergreihe. Ein Höhlenleben fragt so natürlich nach dem Himmel, denn es hat keine Sonne. Aber ach diese Campaner-Höhle

ist gar klein, niedrig und unbedeutend, es kommt Einem darin nicht leicht ein anderer Gedanke auf als der, sich nicht zu stoßen, sich nicht zu besudeln.

Jean Paul's Anknüpfung an's Campaner-Thal gehört also wie jede seiner Anknüpfungen in die Statistik seiner Phantasie. Man hat ihr im Zimmer oder in sonstiger Einsamkeit nachzugehn, nicht auf Reisen.

Auch die Lebenszeichen von Heinrichs IV. Jugend sind nicht mehr zu finden. Als junger König von Navarra lenkte er seine Jagdstreifereien so gern hierher nach dem Campaner-Thale. Da stand ein Schloß, da wohnte eine Schöne. Ihr sprach er so gern von der Unsterblichkeit seiner Liebe. Und seine Liebe war unsterblich, wenn auch veränderlich, und die Sage von seiner Liebe im Campaner-Thale wird dauern, obwohl das Schloß d'Asté zerstört ist. Wollüstiges Bagnères! in Deine Marmorbecken stieg der Bearner so gern, um Staub und Schweiß der Jagd abzubaden, und sich mit dem Lebenshauche Deines Wassers zu durchdringen. Es ist der größte und prächtigste Badeort Frankreichs, das französische Bath, von unsern Bädern Wiesbaden am Aehnlichsten. Die römischen Consuln, die römischen Cäsaren, Augustus selber haben in Bagnères gebadet. Zwei und dreißig Quellen

sprudeln hier am Abhange des Gebirgs, als wollten die Pyrenäen da, wo sie die Ebene berühren, alle Herzadern öffnen. Alle sind in Marmor gefaßt, und über mehreren wölben sich Marmorpalläste; Hotels und Boutiken schimmern; die Stadt von 8000 Einwohnern birgt fast in jedem Hause ein navarrisches Pferdchen zur Reitlust der Gäste. Nach Südwest hinauf steigen Hügel; Baumgruppen mannigfach, Alleen, englische Gärten, schlängeln und vertiefen sich in den ewigen Berghinterhalt, der hinabsieht auf die Ebene von Tarbes.

Von Bagnères aus unternimmt der Tourist die Partieen in's Hochgebirg. Berittene Führer, wenn es nur den Thälern gilt, stehen überall zu Dienst. Die Maintenon selbst hat kühn den Anstoß gegeben: sie wagte sich mit dem kranken Prinzen von Maine geradeaus über den Tourmalet.

25.

Geht man noch einige Meilen südlicher bis in's kleinere Bagnères de Luchon, auch ein Badeort zwischen Alleen und Fruchtfeldern zu Füßen der Maladetta, so hat man im Wesentlichen die Grenze erreicht jener Bearner Hugenotenwelt. Der tiefere Süden des Pyrenäengebirgs hat im zunächst anstoßenden Lande Foix nur noch eine Anknüpfung daran, und verliert sich im südlichen Theile, im Lande Roussillon völlig in umwandelbar katholisches, spanisch katholisches Land. Dieser Pyrenäentheil, obwohl diesseits der Hochkette, mit seiner Hauptstadt Perpignan, war Catalonien eng einverleibt, wurde erst unter Richelieu französisch, hat noch heute auf dem Grunde seines Patois das Catalonische, was sich griechischer Abkunft rühmt. Hier sind die Uebergänge Hannibal's, Pompejus' und Cäsars, für welche einst Marmorsäulen errichtet waren, hier ist jener abgesonderte Zweig des Pyrenäen-Gebirgs, der Canigou, der allein, gebirgs-

einsam nach dem Languedoc zu gelegen ist, und den man bei klarem Wetter auf den Höhen Toulouse's und Montpelliers sieht. Daher jene befremdliche Rede, daß man vom Platze Peyrou in Montpellier die Pyrenäen sehn könne.

Das Ländchen Foix selbst, das Vaterland der kriegerischen Foix, des Marschall Clauzel, und des zweifelscharfen Bayle, scharf im Zweifel und unfruchtbar wie die zackigen Felsen des Ländchens, kam mit Heinrich IV. an Frankreich. Es birgt in einer Schlucht, die nach Spanien ausläuft, eine politische Merkwürdigkeit, die vielleicht in der Hugenotenepoche ihren Theil Anregung beigesteuert zum Gedanken jener Communen-Republik, woran Richelieu den Krieg auf Leben und Tod knüpfte. Es birgt noch heute eine Republik, eine freie Republik, unabhängig von Spanien, so gut wie unabhängig von Frankreich. Es handelt sich hier nicht um einen bildlichen Ausdruck, sondern um die wirkliche Republik von Andorre. Glückliche Einsamkeit, Armuth und Kleinheit eines Thales, nach denen in Madrid und Paris noch Niemand gelüstet hat! Heinrich IV. bestätigte ihnen den freien Zustand, Napoleon sogar that's, da Andorre selbst den leisen Zusammenhang mit Frankreich zurückverlangte, den Niemand aufgehoben hatte als die fran-

zösische Republik von 1793. Und so zahlen sie, die 6000 friedlichen Republikaner von Andorre, nach wie vor ihre 962 Frank Feudalgebühren an Frankreich, um die Aus- und Einfuhrrechte zu genießen nach wie vor. Ihre politische Einrichtung stammt von Karl dem Großen, und der Archäologe kann hier am Leben studiren.

Das Thal von Andorre besteht aus zwei schmalen Schluchten, die am Orte Andorre zusammenstoßen und gen Urgel hinab nach Spanien ausgehn. Das Ganze hat die Gestalt eines Y. Ihr geistliches Haupt ist auch der Bischof von Urgel, der sich aber um nichts als um ihr Seelenheil zu kümmern hat. Sie ernennen selbst ihren großen Rath, der aus 24 Mitgliedern auf Lebenszeit besteht. Dieser wählt zwei Syndikus, denen obliegt, die Geschäfte der Regierung zu führen und die Versammlungen zu berufen. Der geringe Unterricht, den der Hirt suchen kann, wird in der öffentlichen Schule jedes Kirchspiels umsonst ertheilt vom Vikar der Kirche. Künste und Luxus sind unbekannt, ja gefürchtet, die Sitten sind dieselben wie zu Karls des Großen Zeit. Das Familienhaupt, erblich von Erstgebornem zu Erstgebornem, ist allgebietender Patriarch. Er wählt die Frau des nächsten Erstgebornen, und sieht dabei nicht auf mehr oder

weniger Mitgift, aber streng auf Andorrische Würdigkeit der Familie. Der Familienname der Frau kommt mit zum Namen des Gatten; solcher Doppelname ist nöthig für irgend ein Amt. Sind nur Töchter in einem Hause, so ist die älteste Erbin und wählt den jüngeren Sohn einer Familie, und so hat sich in dieser Familienaristokratie das Ländchen ungestört erhalten, ein unbedeutend Hirtenländchen. Wer nichts besitzt, genießt kein Recht, wird aber liebevoll behandelt und liebt wieder. Der Erstgeborne, obwohl Haupt des Stammes werdend, erbt nur ein Drittheil vom ganzen Besitze. Die andern zwei Drittheile werden gleichmäßig unter die übrigen Geschwister vertheilt. Jeder Familienvater muß eine Kugelflinte mit Schußbedarf im Hause haben gegen einen möglichen Feind von außen, denn im Ländchen selbst stiehlt und raubt Niemand. Die Strafen sind gelind, einer Todesstrafe weiß man sich nicht zu erinnern. Wolle für Kleidung, Eisen für Geräth und Waffen und alle Nahrung haben sie hinreichend, Eisen verkaufen sie sogar nach Spanien. Dies sind die „Thäler und Souverainetäten von Andorre," wie sie sich nennen.

Sie sind streng katholisch, und gaben keinen Einschlag in die neue Welt von Völkerschaften, welche mit Heinrich IV. auftrat. Dieser nachgehend muß

man aus der Ebene von Tarbes, aus dem Lande Bigorre, östlich in's Languedoc reisen durch's Land von Armagnac, von Cominges, durch das untere Foix. Da begegnet man an den Ufern der Arriège, die auf den Höhen vor Andorre entspringt und nordwärts nach der Garonne eilt, und man begegnet an den Ufern der Garonne selbst den Grenzen von Languedoc.

Der Uebergang in diese mächtige, damals so hugenotische Provinz ist ohne besonderes Interesse von dieser Seite. Das Land wellt sich in mittelmäßiger Fruchtbarkeit abwärts, es wächst ein leichter weißer Wein, und man findet, gerade auf Toulouse zugehend, einen hohen Hügelgürtel wenige Stunden hinter Tarbes, von wo die Pyrenäen in größter Länge sich vor dem Blicke ausstrecken, rechts über Pau hinaus, links bis zum Canigou und Mont Louis. Tarbes selbst, ein platter, prosaischer Ort, hat sich alle ersinnliche Mühe gegeben, das Gebirg nicht zu sehn, und nicht sehen zu lassen. Alle Häuser kehren sich davon ab, und nur die Misthaufen kehren sich ihm zu. Nutzbäume sind noch zwischen sie und die Berge gepflanzt, man will durchaus nichts von Naturschönheit. Tarbes hat sein Recht dazu, wie Hans Kohlhas sein Recht hatte, hingerichtet zu werden.

Was hilft uns die Republik Andorre? Glücklich wird derjenige gepriesen, der wenig Bedürfnisse hat. Ist aber das Glück nicht von so verschiedener Stärke wie der Sonnenschein der verschiedenen Jahreszeit? Am Reichsten ist gewiß, wer die meisten Bedürfnisse hat; er sei nur nicht selbst ein mittelmäßiger Mensch, die Bedürfnisse seien nur nicht eitel Trivialitäten, er sei nur im Stande, zu schaffen. Der bescheidene Wunsch ist liebenswürdig für die Nähe; für die weite Welt, für den weiten Gedanken der Welt ist er die Armuth, ist er die Unmacht selbst; alle großen Menschen gehn davon aus, daß sie über das hinaus trachten, was ihnen beschieden ist, daß sie sich nicht bescheiden lassen, daß sie nicht bescheiden sind. Wir wollen es Heinrich IV. nicht verargen, daß er mit der aquitanischen Welt, mit dieser neuen Zuthat zu Frankreich's Geschichte, ganz andere Dinge anfing, als wofür sie ihm beschieden zu sein schien. Ach, dieser Henri quatre ist so gar anders, als man ihn für die geschichtliche Königsgallerie gezeichnet hat! Wie er so kursirt, auch für die Mehrzahl der Franzosen, ist er wohl großentheils ein geistreiches Fabrikat Voltaires und der Voltairischen Zeit. Man brauchte einen freimüthigen, einen wackern, einen volksfreundlichen, witzigen, einen braven König, man brauchte ihn als Gegenkönig; wo=

für hat man Geist, als um das zu machen für den Augenblick, was die Natur im Augenblicke verabsäumt hat? Die Geschichte, die sich nicht einfinden will, erfindet man; wenn man gut erfindet, so wird ein Theil davon doch wirklich. Die französische Diplomatie ist viel reicher und interessanter als unser schwer tretender Geist glaubt, sie erfindet unaufhörlich für die kleinen Schritte; die hundert Comödien und Vaudevilles, die Frankreich allmonatlich zusammenstellt, und die alle so viel Geschick zeigen, sie gehören ebenfalls in diesen ausgebildeten Kreis französischer Diplomatie. Glaubt Ihr, solche Diplomatie fehle in der geschichtlichen Ueberlieferung? Was Voltaire jung, ohne klare Absicht als Henriade schrieb, das wußte er, das wußte sein Kreis später als einen Fingerzeig des Geschickes auszubeuten. Und wie vortrefflich war die Wahl mit Henri quatre! Hatte er nicht wirklich all die aquitanischen Eigenschaften, die in einiger Ferne betrachtet wirklich nahean reichen an den Kern eines modernen Helden? War er nicht tapfer, nicht spekulativ, nicht liebenswürdig? Hatte er nicht alle Merkmale eines bon en ant?

Jeanne d'Albret, seine Mutter, die Erbin Navarra's, war eine Frau entschied'nen Willens, sie hatte ganz das Naturel jener Pyrenäenweiber, die das bunte

baskische Tuch um den Kopf tragen, und sich damit den Kopf aufsetzen: das oder den will ich, und wir wollen doch sehn, wer's hindert. Die praktische, tapfere Handlung vererbte sie dem ersehnten Sohne. Antoine von Bourbon, den sie heurathete, und der das französische Kronrecht auf ihren Schooß brachte, war von leichterem Gebäude der Absicht und des Charakters. Er gab zum gaskonischen Blute des Sohnes, zum gleichgültigen Sinne über Himmelsfragen jenen leichten Farbenton, der in Frankreich so gefällt. In dieser Mischung konnte Heinrich, der Sohn einer eisern protestantischen Mutter, der glaubensindifferente und doch starke König werden, der er wurde.

Seine verliebte aquitanische Jugend ward früh an's Schlachtenrasseln gewöhnt: kaum den Flaum um's Kinn mußte er seine Hochzeit mit Margarethe von Valois, der Tochter Catharinens, so blutig befleckt sehn von der Barthèlemy, mußte er die Mahnung erkennen, daß nur ein gutes Schwert nützen könne bei so guter Feindschaft, mußte er an Coligny's Stelle die Hugenotenheere führen nach dem Poitou hinab. Diese mäßig begabten aquitanischen Lande konnten nicht alles Erforderliche beschaffen, sein Wams war geflickt, sein Hut war abgeschabt, und die große weiße Feder darauf, in ganz Frankreich bekannt, mußte

oft des Abends gewaschen werden, damit dies neue Königszeichen mindestens immer leuchte. Sollte er in steter Drangsal und Plage die Jugend unerquickt vergehn lassen? Warum nicht dem empfänglichen Herzen folgen, das so viel Abwechselung fand beim steten Umherziehn! Was puritanisches Predigen gegen ein leichtsinnig Wechseln der Liebschaft! Könnt Ihr's besser verlangen, als daß jetzt ein König von Navarra, der Erbe von Frankreich, Euer Parteiheer führt? Sind diese aquitanischen Gentilhommes um mich nicht auch lustige Leute, wenn Ihr Schwarzröcke den Rücken kehrt? Der Guise ist ermordet, der Valois abgesetzt, was will er anfangen in seiner einsamen Mordhöhle zu Blois! Er kann nicht weiter ohne mich!

Und in Wahrheit, Heinrich III., von der ungeheuren Ligue geächtet, entschloß sich zur Allianz mit dem Bearner. Er war von Blois nach Tours hinabgegangen an der Loire; wie zur Frankenzeit sollte diese freundliche Hauptstadt der Touraine die Hauptstadt von Frankreich vorstellen in Ermangelung des revoltirten Paris. Noch einige Meilen weiter hinab, einer der schönsten Loirepunkte, baut sich weißsteinig Saumur auf bis zu einer starken Burg. Dahin zog der Bearner, diese Stadt sollte ihm Unterpfand der Allianz werden mit dem Valois.

Nördlich von der Loire in Vendome lag Mayenne mit dem Liguenheere und bedrohte die Brücke von Tours. Er war der Bruder Guise's, er war ebenso nur einen Tagemarsch entfernt, wie der Béarner, konnte Valois mit seiner kleinen Macht noch zaudern, sich diesem in die Arme zu werfen? Das Volk von Paris hatte Mayenne zum lieutenant géneral de l'état royal et de la couronne de France ernannt, nicht mehr zum Stellvertreter einer Person, des Königs, sondern einer Sache; die Befehle fingen nicht mehr an „Heinrich von Gottes Gnaden," sondern: „Die Leute, welche das Parlament halten" — er rief den Béarner, auf Plessis les-Tours, dem alten Neste Ludwigs XI., eine halbe Stunde südlich hinter Tours wollten sie sich sehn. Die Hugenoten warnen diesen vor Hinterhalt, aber er spornt sein Pferd und sprengt über den Cher zum Schlosse hinauf. Der König ist im Garten. Es war so viel Volks zugegen, daß sie sich eine Viertelstunde die Arme entgegenstreckten zur Umarmung, ohne sich erreichen zu können.

Man war noch voll Mißtrauen, man war noch von Waffen begleitet. Am andern Morgen früh, um sechs Uhr schon, läuft der Béarner, von einem Pagen begleitet, zum Zimmer des Königs in Tours. Der König liegt noch im Bett! Einerlei! Es ist

nicht des Béarners Natur, solch ein halbes Verhältniß bestehn zu lassen, er ist ein freimüthiger, rascher Mann, er weckt den König, er erobert ihn. So schürzt sich der Untergang der Ligue, wie lange auch noch, dauernd konnte sie dieser vereinigten Macht nicht widerstehn. Bald fühlte sie an der Brücke von Tours die neuen, schweren Schwerter; Mayenne griff in der Nacht die Brücke an und drang vor, da erschienen im Dunkel die weißen Schärpen der Hugenoten, da regnete es aquitanische Streiche, Mayenne mußte weichen, die Ligue wird geschlagen, der Valois selbst hängt einmal zum Freudenzeichen die weiße Schärpe um, die Heinriche rücken vor Paris, wehe Dir, verwegenes Paris! Der König hat nichts Geringeres vor, als Deine Größe und Deinen Glanz für immer zu vernichten, Du sollst aufhören Hauptstadt zu sein. Schön und stattlich bist Du wohl, rief er vom Berge in St. Cloud, wo sein Hauptquartier, und wo er die Sonne über Paris herüber steigen sah, prächtig und groß, aber Du mußt darnieder, eine Provinzstadt mußt Du werden, wie ungern ich den Louvre lasse.

Der Béarner mit seiner hugenotischen Gentilhomerie wohnte in Meudon. Betrachtet man vom deutschen Standtpunkte diese Allianz und gemeinschaftliche

Kriegführung, so weiß man sich nicht darein zu finden. Man hört, wie die Hugenoten unzufrieden sind, daß ihr Chef mit dem katholischen Valois verbunden ist, man sieht in St. Cloud unter den Royalisten den tiefen Aerger, daß die Feinde der Kirche, die Hugenoten, Paris und die katholische Ligue bedrohn, man murrt hier, man murrt da, die Häupter haben immerwährende Noth, und am Ende geht es doch weiter in dem angeregten Gange. Es ist eine Lösung des Räthsels da: der Franzose lebt nicht für den Himmel, er lebt für die Erde, er kann sich eine Zeitlang erhitzen für die Religion, das wird aber bald auf die äußeren Kennzeichen und Stichworte hinausgehn und damit überschlagen in die weltliche Welt. Denn eine phantasievolle innere Welt kommt nicht in Rede. Die Religionskriege sind schon lange politische Kriege, ehe man sich dessen zu versehen glaubt, der Gallier ist politisch, nicht gedankentief und religiös. All seine Vorzüge sind gesellschaftliche, all seine Mängel rühren daher, daß er nichts als die Gesellschaft im Auge hat. Was ist denn wichtiger als die Gesellschaft, als die Frage, wie wir Millionen leidenschaftlicher Geschöpfe wohl neben einander bestehen? Was? Diese Frage ist dem Franzosen absolut thöricht. Was wäre wichtiger! Diesen Boden verlas-

send, sagt er, giebt's ja keinen Boden mehr, da kann Niemand mehr allgemeine Regeln aufstellen, da gehört die Spekulation jedem Einzelnen, jedem Einzelnen die Vorstellungswelt, die er sich bilden mag und kann. Der entschiedenste protestantische Standpunkt war von jeher in der französischen Nation, und zwar ein Protestantismus ohne symbolische Bücher, ohne Confession, ohne Superintendenten. Alle Religionsthemata neuer Art, die in Frankreich aufgetaucht sind vom Vernunftkultus bis zum Simonismus und Fourierismus, hatten auch immer eine neue Gesellschaftswelt zum Ein- und Ausgange. Das Jenseits kam nur beiläufig in Rede.

Es müßte wunderlich zugehn, wenn die Franzosen je anders würden. Eben nur bei ihnen konnte Heinrich von Bearn, der völligste Indifferentist in Sachen des Glaubens, ein mächtiger König werden mitten in einem sogenannten Religionskriege.

Paris, damals so katholisch erregt, wußte doch diese Erregung vortrefflich zu konstituiren in neue politische Form. Die Religion war der Anstoß und auf gesellschaftliche Formen ging Alles hinaus. Die Hallen organisirten sich, die Volksversammlungen, jetzt wie 1789, in Kirchen und Klöstern, nur daß sie jetzt Confrèries hießen, Cordon de Jesus und ähnlich.

Neben dem Stadthause stand wie später der Wohlfahrtsausschuß der Rath der **Seize** mit dem Advokaten Sénault an der Spitze. Messieurs, pflegte er zu sagen, wenn etwas Mildes durchgehen wollte, ich widersetze mich für 40,000 Franzosen hinter mir. Just wie später Danton. Noch weiter unten waren Volksausschüsse organisirt, von Leclerc geleitet, ächtester Ausdruck der Gemeinen.

Der Formationssinn, hatte er nicht alle religiose Frage im Handumkehren zur Gesellschaftsfrage gemacht? Nicht auf Glaubensartikel, auf Regierungsartikel ging Alles hinaus. Die Spitze jener Versammlungen, das Parlament, war zunächst unmächtig. Jene Versammlungen der **Seize**, des Stadthauses, der Commune erklären sich für permanent, die Sorbonne dekretirt die Absetzung des Valois, das Parlament, welches zögert, wird gezwungen zur Einregistrirung dieses Aktes. Leclerc dringt bewaffnet hinein und reinigt die Versammlung von den zähen Mitgliedern. Nach der Bastille mit ihnen, nach Montfaucon! schrein seine Horden. Und nach derselben politischen Richtung, und in demselben Municipalitätsgange erhoben sich alle großen Städte nach dem Beispiele von Paris. Die Ligue ward eine neue politische Welt.

Vertheidigung auf Leben und Tod! hieß es in Paris, als die beiden Könige bis St. Cloud und Meudon gekommen waren. Das Parlament und die hohe Bürgerschaft schließen sich jetzt an den Conseil de l'Union, die Mittelklasse schaart sich um's Bureau municipal im Stadthause, das Volk um den Rath der Seize, der noch am Meisten religiose Färbung behält. Es bildet sich eine Gesellschaft junger Leute in Paris, den Valois zu ermorden.

Aber dies Aeußerste blieb einer Welt vorbehalten, wo neben der politischen Hitze auch ein religioser Fanatismus zu finden war. Merkwürdig genug fällt das Geschick und die Montpensier auch just auf den Orden, dessen Name so bedeutsam geworden ist, dessen Klostermauern auch 200 Jahre später das Aeußerste hörten, auf den Orden der Jakobiner. Jacques Clément, ein kleiner, häßlicher Mensch, stieren Blicks, schwerfälligen Ganges, war ein Jakobiner. Die plumpe Maschine, ihres schweren Tritts wegen Capitaine genannt von den Novizen, wurde erhitzt mit Gesichten und schwarzer Heiligkeit. Er taumelte hinaus in's Lager von St. Cloud, in's Haus des Königs. König Heinrich saß auf dem Nachtstuhle, als er hört, daß man einen Mönch nicht in's Zimmer lassen will, der einen Brief abzugeben habe. Er war bigott, er

wünschte täglich, den Klerus zu versöhnen für die Allianz mit den Hugenoten, er rief laut: laßt doch den armen Mönch herein! Clement tritt ein, der König nimmt sich nicht die Zeit, seine Kleider fest zu machen, er greift nach dem Briefe, und während er lies't, zieht der Mönch das lange Messer aus dem Aermel, und stößt es ihm in den Unterleib. Auf das Geschrei des Königs stürzt man herbei, und stößt den Mönch nieder.

Der König hielt die Wunde nicht für gefährlich, und schrieb Abends im Bett noch einige Briefe, die erzählen, daß der niederträchtige Streich verunglückt sei. Am nächsten Morgen war Heinrich III. todt.

26.

Heinrich IV. besaß jenes unberechenbare Etwas, was wir den Franzosen gar übel nehmen, in hohem Grade. Wie soll man's nennen? Unbeständigkeit, Falschheit, tyrannische Tücke, sind unsere gröbsten Ausdrücke dafür. Diese Ausdrücke sind aber zu grob und darum falsch; dicht neben einander wohnen im Menschen-Character die Nüancen, und gehen doch weltweit auseinander in ihrer Aeußerung. Um den Vorwurf unbestimmter und dadurch feiner auszudrücken, hat man's den französischen Tic genannt. Es ist leicht nachzuweisen, daß er den meisten Franzosen, die sich ausgezeichnet haben, beiwohnte. König Franz hatte ihn, Heinrich IV. noch stärker, selbst Ludwig XIII. zeigte ihn in jener passiven Art, mit welcher er unvorhergesehn einen oder den andern seiner Lieblinge verließ, um sie dem Staate zu opfern. Richelieu besaß ihn in hohem Grade und Ludwig XIV. dämpfte ihn nur, weil er sich ihm zu kleinlich äußerte neben

der monarchischen Bildung, neben dem monarchischen Uhrwerke, was er zusammengestellt hatte, und was unvorhergesehene Wendungen nicht vertrug. Zwei Bourbons besaßen diesen Tic nicht, und beide haben die Krone verloren, Ludwig XVI. und Karl X. Sie waren das, was wir in Deutschland so hoch stellen: gutmüthige, gleichmäßige Männer, an denen nie eine unerwartete Wendung störte. Der Tic selbst aber ist keineswegs an sich etwas Schlimmes, er ist eine Druckfeder des Charakters, die unberührt bleibt von alle dem, was sich regelmäßig in und neben dem Menschen entwickelt, unberührt von Gewohnheit, ja unberührt von Freundschaft und Liebe. Ist's ein unparteiischer Dämon in frischen Menschen, ein Dämon, der zu ewiger Ehelosigkeit bestimmt ist? Er kann sich nie verbinden, mit der Verbindung hört er auf zu existiren. Er ist das Eigenste, das Persönlichste jedes Menschen. Die Mehrzahl besitzt es entweder in zu schwachem Maaße, um damit zu wirken, oder sie läßt es untergehn in Stumpfheit einerseits, in gleichmachender Bildung andrerseits. In Deutschland bekennen wir uns durchaus zu der letzteren Weise, wir trachten der Bildung so weit nach, daß sie das Verschiedene nicht nur niederhalte, sondern völlig aufhebe. Wir gehen auf Frieden aus, während

der Franzose nur auf Waffenstillstand ausgeht. Denn — das Naturel bei Seite — wir glauben an die Unfehlbarkeit der ausgebildeten Idee, der Franzose glaubt nur an die Macht der Idee. Wir wissen uns keinen größeren Menschen als denjenigen, der sich in vorgezeichneter Linie mächtig entwickelt, zuversichtlich für sich und für uns; der keine Falte birgt, in dem kein Rückhalt wohnt, dem wir uns rücksichtlos hingeben können, ohne daß für unsre Vorstellung von ihm jemals ein plötzlicher Wechsel zu erwarten stünde.

Hat denn aber der Franzos in seiner ganz anderen Weise so ohne Weiteres Unrecht, wie wir der Gutmüthigkeit zu Dienst so gern behaupten? Pflegt er nicht eben darin ununterbrochen die mögliche Geburt des Genies? Der Tic kann nichtswürdiger Eigensinn, er kann aber auch unberechenbar Neues sein, er kann aus unerschöpfter Persönlichkeit Wichtiges entwickeln, was in der großen Menschensumme noch nicht dagewesen, noch nicht eingerechnet ist. Wer nur das Bekannte entwickelt, nur das Vorausgesehene — sagt der Franzos — der ist zunächst uninteressant. Wende ich mich vom Uninteressanten blos aus Modegrille? Andere Völker sagen's, ich mag es nicht glauben, denn ich muß zunächst an mich selbst glauben, um etwas zu sein. Das Uninteressante kann

arbeiten, aber es schafft nicht. Ist es nicht also an Personen, die eine ausgezeichnete Stellung einnehmen, das Unbedeutende selbst? Wer mich beherrschen will, muß mich überraschen können, ich muß das Geheimniß der Schöpfung in ihm fürchten oder hoffen. Dies war die Macht unsrer absoluten Könige. Geht ihnen die interessante Persönlichkeit aus, so wende ich mich doch lieber an das Mittelmaaß selbst, wie es unsere Gesammtkultur in ein System bilden kann, als daß ich mich an das mangelhafte Mittelmaaß einer unproduktiven Person hielte.

So erklärt der Franzose seinen Uebergang zum Repräsentativsysteme. Allerdings ganz anders, als bei uns das Leben angesehen wird. Aber es ist gar merkwürdig, wie sich der Franzose dem sogenannten Tic unterwirft, widerwillig, knirschend unterwirft er sich ihm, aber er unterwirft sich. Heinrich IV., der uns immer als geliebtester König dargestellt wird, war der Mehrzahl Frankreichs bitter verhaßt, aber er war eben französisch stark durch geniale Wendungen seines Wesens. Er entsetzte durch eine scheinbar ihm ganz unregelmäßige Härte, zum Beispiele durch das kalte Todesurtheil gegen Biron, der ihm die Krone erobert; er entzückte durch eine Wallung, durch einen Zuspruch,

deren sich Niemand versehn hatte; er hielt in Athem, er war ein ächter französischer König.

Aber nach dem Tode des Valois war sein Weg noch weit bis zum Throne, man vergißt das gern beim Namen Henri quatre: Fünf Jahre brauchte er, um von Meudon, zwei Stündchen von Paris, bis in den Louvre zu kommen, katholisch mußte er wirklich werden, ehe nur an eine Möglichkeit zu denken war des Königthumes in Paris, seine Hoffnung auf Frankreichs Krone war lange, lange nicht mehr werth, als sein zerrissener Reiterrock. Sein Haar wurde grau, Falten gruben sich in sein Gesicht, als keine Schlacht, nicht bei Arques, nicht bei Ivry, helfen wollte, als man da drinn in dem unermeßlichen Häusermeere unbeugsam gegen ihn predigte, und Gegenkönig auf Gegenkönig gegen ihn wählte. Wohl gelang es ihm eines Morgens, mit seinen Reitern bis in den Faubourg St. Germain hineinzusprengen, nur einige Straßen und die Seine lagen noch zwischen ihm und dem Louvre. Aber es war umsonst, es mußte noch viel Noth ausgestanden, und zuerst mußte er katholisch sein. Im Grunde kam's ihm darauf nicht an, wenn nur nicht darüber seine Kerntruppe, die aquitanische Gentilhommerie, die feste hugenotische Reiterei verloren geht. Wie lästig sind nicht schon lange die

Moralisten, denen er nicht ernsthaft genug und denen er vor Allem zu verliebt ist! Viel kluge Briefe wird's kosten an die protestantischen Alliirten, besonders an Elisabeth von England! Gleichviel! Kluge Briefe sind leicht, aber es ist unerträglich, so fort zu kampiren um Paris her, da drinn im Palais de Justice immer brau'n zu lassen mit dem Spanier, der die Krone will, und der die längste Geduld, die längste Klugheit, den längsten Doublonenbeutel hat. Wer am Längsten aushält, dem ist die Welt! Paris ist eine Messe werth! rief er entschlossen aus, und ritt gen St. Denis. Da liegen die Könige von Frankreich begraben, da kann zur Abwechselung auch Einer geboren und getauft werden.

Sein Enkel, Ludwig **XVIII.**, ebenfalls nicht ohne milden Tic, rief bei verwandter Gelegenheit: Paris ist eine Charte werth!

Den Abend vor seinem Uebertritte in St. Denis schrieb er an die Mousseaux, seine damalige Geliebte: „Morgen mach' ich den gefährlichen Sprung; aber ich werde auch Dich morgen sehn — die Wirthschaft ist unausstehlich!" — Es war ihm durchaus nichts weiter als ein politischer Akt, und die Wirthschaft mit Abschwören und Beichten war unausstehlich, weil die Erreichung des Ziels hierdurch noch gar nicht

verbürgt wurde. Aber durch dies garstige Wasser ging der Weg, wenn eine weitere Eroberung überhaupt möglich sein sollte, die Krone lag auf katholischem Ufer, drüben mußte er sein, um nur mit einiger Aussicht auf Erfolg weiter zu handeln. Hat er an seine Mutter gar nicht gedacht? An die starr hugenotische Jeanne? Was thut man mit den Todten, wenn sie begraben sind! Das Leben verlangt alle Tage Neues! Hat er nicht vorausgesehn, daß die Katholiken diesen leichtsinnigen Uebertritt schlimmer aufnehmen könnten als ein streng religioses Hugenotenthum? O, er kannte die Parteien, und er kannte die Franzosen. Eine Handlung, die ihn unter Deutschen vernichtet hätte, konnte ihm wohl eine augenblickliche Entrüstung der Franzosen zuziehn, aber sobald er dieser Entrüstung muthig und kräftig zu begegnen wußte, dann konnte er in Frankreich großer Erfolge gewiß sein, dann erschien die freche Wandlung wie die Ueberlegenheit des königlichen Tics, dann machte sie selbst ruhige Leute an der Würdigkeit des Glaubens irre. Wie? dieser erfahrene Bearner, der Sohn Jeanne d'Albrets, er legt keine Wichtigkeit auf den Glauben, der unserm ganzen Leben zu schaffen macht! Muß er nicht auch sterben? Hat er keine Furcht? Ei, sind wir kläglich neben ihm! Ei, ist er ein überlegener Mensch,

ist er ein Herr, den Niemand übersieht! Wer kann einem Solchen wehren, König zu sein!

Ungefähr in dieser Folge ging der religiose Enthusiasmus in Frankreich auseinander, ein bedeutender Charakter der Nation wie Heinrich ist nie allein. Dieser leichtsinnige Uebertritt war ein Symptom, daß das religiose Moment bereits erschöpft sei. O, man stellte das in Paris noch gewaltig in Abrede, man predigte noch, man fluchte noch, aber das war bereits Terminologie, und der spanische Gesandte mußte immer mehr Gold ausstreun, um den Zorn im Gange zu erhalten. Man hatte sich wirklich zu Generalstaaten vereinigt, um nach dem Tode des Herodes einen neuen, einen gläubigen König zu wählen. Er sollte gute Eigenschaften haben, aber nicht stark sein, wie das immer Wunsch der Wähler ist, denn Niemand wählt einen Herrscher, der Herrscher entsteht und überrascht, die Wahl sorgt für's Mittelmäßige. Da gab's denn aus dem Hause Bourbon einen alten Kardinal, von dem Niemand was fürchtete. Er war alt und war schwach, er konnte nichts stören, er konnte es nicht lange treiben, und brachte doch unter legaler Form über die unsichere Zeit hinaus. Man liebte wol die spanischen Dublonen, aber nicht die spanischen Prätentionen, und diese wurden mit solcher Wahl auch

im Wesentlichen beseitigt. Denn König Philipp wollte sonst nichts Geringeres, als eine Infantin auf den Thron des heiligen Ludwig setzen. Dieser Zug ist für Weltgeschichte interessant, und Professor Leo, der Philipp's Politik zu einer legitimen Religiosität erhoben hat auf Kosten großer Ereignisse und Menschen, hat diesen Zug übersehen. Wir kennen das salische Gesetz gegen die weibliche Nachfolge, und König Philipp kannte es noch besser als wir, und der streng gesetzliche Mann ließ es damaliger Zeit so frivol wegspotten wie irgend ein revolutionairer Sophist, um seiner Infantin die Krone Frankreichs zu verschaffen. Mit dem Kardinal von Bourbon entwich man dieser Zudringlichkeit, denn die alten Ligueurs blieben doch am Ende Franzosen. Man erwählte ihn unter dem Namen Karls des Zehnten. Dieser Name hat so unglücklich vorgespukt; es existirt noch in seltnen Exemplaren eine Münze mit Bildniß und Chiffre dieses Königsnamens, den man später ausgestrichen hat, als sei er nicht dagewesen. Und man soll nicht an Schicksalsnamen glauben!

Der alte Kardinal war übrigens in des Bearners Macht, und konnte und wollte persönlich nichts zuthun. Die Angelegenheit war ihm so peinlich, daß er, in diesem Punkte wahrscheinlich mit Vergnügen,

bald darauf starb. Den Generalstaaten zu großem Aerger. Nun drängte Spanien auf's Neue, und doch sahen die klügeren Ligueurs oder Parlamentarier voraus, daß über Kurz oder Lang eine Transaktion eintreten, und derjenige gelten würde, welcher nicht kompromittirt sei. Der legitime Nachfolger war ja seit dem Tage von St. Denis Katholik! Glauben nur erst die Parteien nicht mehr an die Zweifellosigkeit ihres Rechts und Erfolges, dann werden sie alle bestechlich, sei's mit Furcht, sei's mit Gründen, sei's mit Geld. Zwischen Glaube und Besitz schwankt alle Maaßregel der Welt hin und her. Ja, wenn die Guisen, denen man die Infantin zur Königin geben wollte, vom Wuchse der Balafrés gewesen! Aber der hohe Schuß der Race war dahin.

Der Termin von fünf Jahren, dessen eine große französische Revolution zu bedürfen scheint für innerliche Erfüllung, war verlaufen. Brissac, der die Pariser Besatzung kommandirte, nahm Geld, und am 22. März öffnete er dem Bearner die Porte neuve und die Porte St. Dénis. Heinrich IV. ward nun Heinrich IV., und zog ein — prächtig, am hellen Tage, unter Akklamation, wie es heißt? nein; bei Nacht und Nebel, geharnischt bis an die Zähne ritt er durch's verrathene Thor und in den Louvre, gehar-

nischt ritt er am Morgen nach Notre Dame zum Tedeum. Paris war todtenstill. Der spanischen Partei ließ er Zeit, durch andre Thore hinaus zu gehn.

Amnestie oder Rache? fragte man sich, welches von Beiden wird eintreten? Keins von Beiden; man blieb gespännt, man ahnte nur den Tic des neuen Herrschers. Es fehlte nicht an versöhnlichen Aeußerungen, Heinrich trat nirgends systematisch auf, ein System nutzt sich ab, lernt sich aus, eine Person ist unerschöpflich. Er griff Alles persönlich an, er schob leise das Bündel seiner Feinde auseinander; wo neuer Widerstand sich zeigte, da wurde rasch aber still zerbrochen, wo der persönliche Feind zu reden begann, da redete man nicht blos zurück, da umarmte man ihn; wo die feindliche Macht zu groß war, da bestach man, da bezahlte, da erkaufte man Freundschaft und Frieden. Die Rechnungen sind noch übrig, was die Guisen, was Marseille, was Rouen, was die Ruhe der Liguen-Großen gekostet, man kann die Millionen heute noch nachsehn. Und bei alledem begann gleich in den ersten Tagen der erste Mordanfall auf Heinrich. Er kam heimgeritten, stieg im Louvreportale vom Pferde, und wollte eben einen Edelmann umarmen, der ihn erwartete, da stieß ihm ein Jesuitenschüler Jean Châtel den Dolch in's Gesicht. Die

Oberlippe war durchgeschlitzt, ein Zahn ausgestoßen. Auch von der geringen Schönheit des Antlitzes mußte der geplagte Heinrich zahlen für die Herrschaft. „'s ist nichts", schrieb er noch denselben Abend an seinen Jagdfreund, „'s ist nichts, ich gehe deshalb nicht früher schlafen."

Aber dies gab doch Gelegenheit, eine verschobene Reaktion gegen die Pfaffen theilweise in's Werk zu setzen: ein Jesuit ward gehenkt, Châtel ward geviertheilt, die Jesuiten wurden verjagt. Saß er auch in Paris nur wie auf einer Schanze, war er auch verführerisch freundlich gegen den Einzelnen, Korporationen sah er doch nicht das Geringste nach, die Königsmacht ließ er doch überall durchblitzen, das Parlament, so lange verwöhnt, demonstrirte breit und viel — nichts da mit dieser langweiligen Hemmung! rief er aus, und fuhr despotisch dazwischen. Diese Besitzergreifung der Krone ist in ihrem Gemisch von Milde und Strenge ein Meisterstück der Klugheit, dem es nicht an genialen Momenten fehlte. Alles ging aus von einer einzigen Persönlichkeit, Alles kam dahin zurück. Oh verschmitzter Bearner! — béarnais rusé — knirschten die Gegner, just wie sie heutiges Tags gegen Orleans knirschten.

Heinrich und Heinrichs Welt, näher der ritterli-

chen Sitte, hatten nur den Vortheil, mit der leiblichen Person dreister vortreten, die Blicke dreister darauf lenken zu dürfen. Ludwig Philipps Aufgabe, in die Epoche der Systeme gehörig, mußte in solchem Betrachte modificirt werden, und daran hat er's nicht fehlen lassen. Es ist erstaunlich bei näherem Zusehn, wie viel Klugheit in den Herrschern Frankreichs entwickelt worden ist, und wie viel kluge Herrscher dies glückliche Land gefunden hat.

27.

Glaube oder Besitz! Die Angeln des Interesses. Mit dem Glauben konnte sich Heinrich, der gleichgültige Apostat, unmöglich befassen. Seine Welt gruppirte sich also um den Besitz, und zwar nach innen und nach außen. Für das europäische Verhältniß Frankreichs wurde er höchst wichtig: an die Stelle der Meinungsfragen setzte er positive Interessen, Spanien und England hörten auf, ein katholisch, ein protestantisch Verhältniß zu haben gegen Frankreich, es wurden Nachbarstaaten, deren Grenze da oder da, deren staatlicher Lebenspunkt dort oder dort zu berühren, zu gewinnen sei. So fest ruht dieser strenge Boden unter jedem französischen Baume, wie üppig, wie irdisch frei dieser Baum erscheinen möge! Die sublimste Völkerliebe jetziger Parteien in Frankreich steigt zur ordinairen Praxis herab, sobald das Thema einer Eroberung in Rede kommt. Alle Parteien rauschen da wie Ströme zusammen. Und leider ist just

die „Rheingrenze" ein Oberon'sches Zauberwort, die Welt Heinrichs IV. springt da überall hervor, französische Gemeinschaftlichkeit schnellt Alles gemeinschaftlich in die Höhe, rechte und linke Seite, Centrum und Republikaner. Zu diesem egoistischen Familienhalte, dessen in Wahrheit jede Familie bedarf, hat Heinrich der Vierte wesentlich beigetragen. Oder soll es den Familiengliedern auch nicht gestattet sein, parteiische Vorliebe für einander zu haben, wenn die Außenwelt gegenüber steht? Soll auch in der Familie nur der absolute Maaßstab gelten? Und kennt denn irgend ein Theoretiker die Gesetze der Liebe? Sie tritt ja dem Anscheine nach immer willkührlich auf. Und wenn wir das Asyl der Familie dem Menschen entziehn, so wird mehr Gutes und Böses in ihm starr werden, es wird selbst mehr berechenbarer Schaden für die Gesellschaft, ja für die Tugend entspringen, als wenn das Eheweib, wenn die Mutter dem Gatten, dem Sohne in jedem Falle Recht giebt. Unfragliche Partei für uns ist ja auch nur die Mutter und das Weib; sie allein vertreten die für uns engste, die völligste Gemeinschaftswelt, wo die Trennung zwischen Körperlichkeit und Geistigkeit verschwindet. Der Vater und die Kinder stehen schon ferner, auf sie wirkt schon, auch in Bezug auf uns, ein getrennt geistiges

Prinzip. Ist aber irgend ein Land in Europa, wo man Auflösung des Familienasyls heischen, und vielleicht hie und da mit einigem Erfolge heischen könnte, so ist es Deutschland. In Frankreich ist Dergleichen platterdings unmöglich. In diesem Gange weiter schreitend können wir einer großen Idee Grenz-Vortheile, vielleicht sogar Grenzen und Provinzen opfern — nimmermehr der Franzose, auch ideentrunken behält er einen politischen Magen nüchtern, frei und thätig. Uns werden alle Ideen — auch die kaum aufgefundenen philosophischen — Glaubensartikel: Kant, Fichte, Hegel sind kaum verstanden, so zieht auch schon die Religion hinter ihnen her. Dem Franzosen ist die Idee eine Witterung, die begünstigt oder hemmt — sehen wir Einzelne Außerordentliches thun für eine Idee, so stammen sie entweder aus einer germanisch afficirten Provinz, oder sind Ausnahmen, an denen es keiner Regel fehlt, oder wir täuschen uns. Der Franzose nämlich handelt viel leichter, opfert viel schneller denn wir. Es springt ihm leicht etwas Außerordentliches hervor für eine Idee, in Paris namentlich ist das Leben offenbar viel wohlfeiler als in Deutschland, man sieht in den Tod gehn, man sieht sterben, als ob man das mehrmals im Leben thun könnte. Bei alle dem opfert der Franzose

einer Idee lange nicht so unbedingt als der Deutsche, der ohne Aufregung zu opfern im Stande ist, ja ohne Menschlichkeit. Denn der Deutsche kann sich aller, aber aller Existenz entäußern für ein Gedachtes, und er findet darin seinen Gottesstempel. Der Franzose findet ihn, aber ohne ihn zu suchen, in der raschen Theilnahme, in der raschen Handlung.

Wie Heinrich IV. ist durchaus eine sehr verbreitete Franzosenart: der Wallung, der politischen Spekulation fähig, aber in aller bedachten Ausführung vollkommen nüchtern, und das Nächste, das Erreichbare mit Lächeln ergreifend statt des vorgesteckten Ideals. Bei all dieser Handthierung des Geistigen unwandelbar liebenswürdig. Die Briefe Heinrichs IV. an auswärtige Mächte, die er fast regelmäßig ihrem Schicksale überläßt, wenn er für sich günstig Frieden abschließen kann, diese Briefe sind detaillirte Portraits solcher Franzosenart. Wie weiß er die Elisabeth zu behandeln! Allerdings ist sie nicht thöricht genug, seinen sophistischen Wendungen, die unter Bonhommie versteckt sind, zu glauben, allerdings nimmt sie die Schmeicheleien nicht für baare Münze, und wirft sie ihm oft keifend wieder vor die Füße, aber sie kann doch dieser so persönlichen, so naiven Diplomatie gegegenüber zu keinem dauernden Zorne kommen, sie

vergiebt ihm doch den Abfall zum Baalsthume, den sie sonst nie vergab, sie vergiebt ihm eine Treulosigkeit nach der anderen.

Worin liegt das Geheimniß dieser Macht, welche er auch gegen die ihm feindlichen Franzosen ausübte? Eben darin, daß er immer Familie spielte; wer erörtert in der Familie Streitigkeiten dogmatisch! Man umarmt sich, man ist vor allen Dingen liebebedürftiger Mensch, man ißt und trinkt und lacht mit einander, und gelegentlich kommt man auf das Geschäft, was entzweit hat. Hütet Euch, Seigneurs, hütet Euch vor diesem liebenswürdigen Heinrich! Wollt Ihr Euch, geht es dann beiläufig an's Geschäft, nicht mit eben solcher Leutseligkeit hingeben, so sollt Ihr mit Schrecken inne werden, daß eine eiserne Politik unter dem bunten, weichen Putze des Umgangs ruht. Auch Biron lockte er nach Fontainebleau zu Schmaus und Spiel, und ließ ihn fassen und ließ ihn köpfen, ohne daß er sich um eine Entschuldigung bemüht hätte für solche Gastlichkeit. Wie redselig vorher, ein schweigender König wird er alsdann, wenn es sich um's Resultat handelt.

Welch eine Last von Aufgaben stürzte aber auch auf ihn, da er endlich den Thron gewonnen hatte! Alles wollte belohnt sein, die Feinde, welche man nicht

besiegen konnte, und die Freunde, welche zum Throne geholfen hatten. Man kann sagen: ganz Frankreich zerrte an seiner Hüfte, und um in solcher Lage zu einiger Macht und Ruhe zu kommen, mußte wol seine Politik schlimmer werden, als sie sonst zu werden brauchte. Wie herb zudringlich rissen an ihm die Hugenoten, ehe er ihnen die große, systematisch geordnete Concession des Ediktes von Nantes — 1598 — ausgearbeitet hatte. Und auch damit waren sie nicht zufrieden, wie viel Sicherheitsplätze er ihnen auch eingeräumt. Wie alle Partei! Sie ist nie zufrieden mit Macht, sie will allein Macht. Und war's nicht ihr Bearner, ihr Knabe aus Pau, der auf dem Throne saß! Müßten sie nicht neben ihm sitzen?

Wie stolz gebieterisch waren die katholischen Edelleute, Biron an der Spitze, die aus des Valois Lager zu ihm übergetreten, oder die für ihn die Ligue verlassen hatten! Sie hatten den Ausschlag gegeben, ja Biron war der Hauptfeldherr, die strategische Seele seines Heers gewesen; denn Heinrich war von ungestümer Tapferkeit, aber ein überlegenes Feldherrntalent war ihm nicht eigen. Sie verlangten Lohn auf Lohn, und wem er neunzig gegeben statt hundert, der ging mit diesen neunzig Tausend Frank unzufrieden zu

Philipp von Spanien, bei dem sich alle Gegner Heinrichs schaarten.

Die Regierung war in der That so schwer, sie nahm so unablässig Sorge und Kraft in Anspruch, daß er trotz Scherz und Lachen reißend schnell alterte und jener verrunzelte Kopf wurde mit weißgrauem Haar und Barte, wie ihn alle Bilder, selbst die Rubens'schen darstellen. Was Wunder, daß er Parlament und Bürgerschaft barsch anfuhr, wenn sie auch noch queruliren wollten. Was Robe und Stadthaus! Ein König der Gentilhommerie, durch diese auf den Thron gebracht, an diese verschuldet bis an die Halskrause, hatte er für Parlaments- und Magistratserinnerungen nicht Zeit noch Geduld. Wenn er das störrige Paris befestigte, und Prevost und Echevin kamen ihm mit Vorstellungen darob in den Weg, so lächelte er nicht einmal wie bei der Seigneurfrage, mit rauhen Worten schickte er sie fort: „sagt Eurem Rathe, er habe sich hierum nichts zu kümmern, car tel est mon plaisir.“

Dies Mottowort der Revolution ist ein Wort Heinrichs, des sogenannten Bürgerkönigs. Unter bourgeois versteht man noch heute den niedrigen Bürgersmann; den bourgeois und paysans, kurz der armen Klasse war er, ein menschenfreundlicher Mann,

geneigt, ihnen wollte er den Staat bequemer machen, das heißt in Allem, was materielle Existenz betrifft. Das bekannte Wort, „jeder Bauer soll sein Huhn im Topfe haben," bezeichnet auch schon deutlich genug, daß es sich hier nirgends um politische Begünstigung handelte. Mit nichten. Dergleichen hat man hineingetragen, Dergleichen hat man mit dem Ausdrucke Bürgerkönig heutiger Tage verwechselt. Es war Bonhommie bei Heinrich, sonst nichts. Man lese seine furchtbaren Jagdgesetze, und bezweifle noch, daß er ein Edelmann-König war: nur der Gentilhomme hat das Recht, das Gewehr zu führen, wenn aber ein „marchand, laboureur, paysan et autre telle sorte de gens roturiers" sich unterfangen sollte, ein Gewehr abzuschießen, so wird diese Sorte ohne Weiteres — gehenkt.

Heute durch die großen Städte Frankreichs reisend kann man so leicht irre geführt werden über das Verhältniß dieser Städte zu Heinrich. Immer ist es auf den Stadthäusern sein in Stein gehauenes Bildniß, was entgegentritt, dies merkwürdig magere Bild, was den ohnehin eckigen Gaskonier in enger eckiger Rüstung darstellt, den zuspitzenden Lorbeerzweig um's Haupt. Diese Rüstung, dieser Lorbeerzweig deuten allein auf's Rüstige: er hat die Städte zu strengem

Gesetz bezwungen und geordnet; er haßte sie als die Sitze der Ligue, und als er endlich einige Ruhe erreicht hatte, und sich für Handel und Wohlfahrt umsehen konnte, da ließ er nicht nur Maulbeerbäume im Lyonnais und Dauphiné hinab nach der Provence pflanzen, damit Lyon einheimische Seide zu verarbeiten habe, er nahm unter diese breite Sorge alles Detail der Ortsverwaltung auf bis auf Kutscher und Straßenbuden, kurz er legte diesem Lyon, diesem Marseille, diesem Rouen mit größter Sorgfalt festes Gebiß ein. Haß gegen den hochbürgerlichen Stadt-Liguisten und strenger Sinn für Ordnung ließ ihn jeden Bankeruttirer mit dem Tode bestrafen. Die Ordnung, die strenge Ordnung ist von ihm unwandelbar im Gedächtnisse geblieben — auf der Oberfläche so wandelbar, so leutselig wechselnd, so heiter und witzig, dem Augenblicke, dem Zufalle so viel einräumend, und auf allem Grunde doch so streng regelmäßig, mußte dies nicht ein französisches Königsmuster werden! Ein leichtsinniger Glaube, aber ein starksehniger Wille, eine freie Persönlichkeit, aber ein unerbittlich fesselndes Gesetz, dies war die Macht des berühmten Heinrich.

So möge man auch in Sully, seinem großen Finanzminister, vor allen Dingen nur jene strenge

Ordnung suchen, welche nach einer Revolutionszeit so tiefe Spuren eingrub, ein scharfes, nettes Wesen der Steuer-Eintheilung und Eintreibung, wie es neu, überraschend und zwingend war. Mit Finanzprojekten späterer Zeit verglichen ist alle Sullysche Idee arm, und erweckt nirgends neue selbständige Quellen, sie ist ohne alle Genialität, und Arbeit, Geld- Umlauf bleiben bei nüchternem Werthe. Aber ein eiserner Charakter und Arm, der Arm Sullys giebt einem geordneten Wesen Nachdruck. Es fehlte nie an Geld, was wollte Heinrich mehr! Er hätte den finstern Minister beibehalten, auch wenn ihm dessen starrer Lebensgedanke nicht immer eine willkommene Leitstange gewesen wäre für Haus und Hof, an der er sich immer augenblicks orientiren konnte, wenn er leichtblütig seinen Neigungen nachgejagt war, und Richtung wie Maaßstab verloren hatte. Sully war jenes Factotum, was genialen Naturen von so großem Werthe, ja unerläßlich.

Den Geldbeutel für Heinrich voll halten war nicht so leicht, wie wir bei einem Bürgerkönige glauben. Die Millionen für die großen Ligueurs und für die Kriegsgenossen bei Seite, Heinrich lebte nicht eben sparsam: er baute Stadthäuser, er baute am Louvre, an den Tuilerien, es fehlte im Louvre und in Fon-

tainebleau nicht an großen Festen, und es ging dabei nicht eben bürgerlich her, das Huhn im Topfe that keinen Einspruch. So erzählte man lange von jenem prachtvollen Karoussel im Louvrehofe 1606, einem Ballet à cheval, wo die vier Elemente dargestellt wurden mit allem Luxus damaliger Zeit. Heinrich hatte für Klugheit und für Prachtliebe nicht umsonst vier Jahre am Hofe seiner Schwiegermutter Catharina gelebt.

28.

Man hat in Frankreich ganz genau Buch geführt über Heinrich's Liebschaften, und der alte Röderer zum Beispiele knüpft daran die entsetzlichsten Folgerungen. Aber Dergleichen hat in Frankreich am Wenigsten geschadet: Verliebtheit, Ausschweifung in der Liebe ist national-französisch. Sie begreifen den deutschen Trunk nicht, und der Deutsche begreift die französische Verliebtheit nicht. Die Maitressen-Wirthschaft trug allerdings das Ihrige bei zur allgemeinen Summe des Vorwurfs, besonders weil sie auch zu frecher Geldverschwendung überging, aber so viel, als wir glauben, machte der Franzose nicht daraus. Für heutige Zeit muß ich übrigens hinzusetzen, daß ungeweihtes Zusammenleben der Geschlechter zwar noch sehr verbreitet, in Paris namentlich gäng und gebe ist, daß aber die gesetzliche Ehe in der geselligen Achtung alle moralischen Vortheile einnimmt, die sie nur im keuscheren Deutschland ansprechen kann. Der Franzose ist im Punkte

der Liebesneigung nachsichtiger als wir, er hat aber eine unerschütterliche Achtung vor dem Gesetzlichen, und die legitime Ehefrau, stehe sie auch in allen Fähigkeiten der freien Dame nach, hat überall den Vortritt. Wie denn überhaupt die inneren Sittenverhältnisse fest und sicher, ja fester und sichrer sind als der kühnste Sanguiniker sie nach solcher Umwälzung erwarten möchte, bei Weitem fester und sichrer, als man in Deutschland glaubt. Mitten in Paris ist die größte Mehrzahl, ist aller Grundstock so ehrlich und zuverlässig, wie im kleinsten Städtchen unsers Vaterlandes. Ja, die dem Anscheine nach bedenklichsten Individuen, zum Beispiele die Eckensteher, — commissionaires geheißen — sind eine wahre Elite von braven Leuten in abgeschabter Manchesterjacke.

Aber man mag National-Neigung und Nachsicht den Liebschaften Heinrich's noch so weit vorausschicken, vierzehn legale Maitressen für ein Leben von mäßiger Dauer erschreckt doch auch den billigen Sinn. Unter den sieben, die just auf seine erste Lebenshälfte, auf den König von Navarra kommen, sind folgende von besonderem Interesse: Zuerst die Fosseuse, ein lieblich Mädchen von vierzehn Jahren. Anfangs — sagt Margaretha seine Frau in ihren Memoiren — respektirte er so viel Jugend, aber nur Anfangs. Als die

Fosseuse Mutter ward, schickte er Margarethen seine Frau — dergleichen ist in Frankreich nicht so selten — zur Entbindungshilfe, und verließ bald darauf die Kleine für Diana, genannt la belle Corisande, die Witwe des Grafen Guiche. Sie herrschte an die sieben Jahre in seiner Gunst, sie die Gräfin Guiche war's, gegen deren schöne Arme die Hugenoten mit Recht eiferten, denn um dieser schönen Arme willen verließ er spornstreichs, als die Schlacht von Coutras kaum gewonnen war, das Schlachtfeld, und gab die Siegesfolge auf, um zu küssen. Nach sieben Jahren wurde sie fett — die allgemeine Gefahr der Französinnen — roth und garstig, und er verließ sie für die Marquise de Guercheville. Hier fand er einmal keine Erhörung, und die Historiker der Franzosen sind darüber sehr erstaunt. Es war um's Jahr 1590, da er vor Paris lag. Eines Morgens ritt er in die Abtei von Montmartre, und erblickte da die 16jährige Marie de Beauvilliers, die dahin gekommen war, um den Schleier zu nehmen. Nicht doch, rief er, seine spröde Marquise vergessend, nicht doch, das ist eben ein Gesicht, um unverschleiert zu sein! Sprach's, und nahm sie mit sich nach Senlis. Leider für sie sah er bald darauf die Gabrielle d'Estrées, und ließ die halbe Nonne wieder nach dem Montmartre bringen. Arme

Maria! Wie schnell war sie zur vollständigsten Lebens-romantik gekommen! Religionserfüllt, im Glaubens-schmelze erster Jugend hatte sie das Kloster betreten, da kommen die Reiter, da wird sie in des Königs Armen sinnlich erweckt, die bunte Welt geht in aller Farbenpracht vor ihr auf — um wie ein Traumbild zu verschwinden. Mit aller Aufregung ist sie wieder allein in der kalten Zelle, die Religion, vor Kurzem noch das Glück eines aufgehenden Lebens, muß sich jetzt hergeben zum leidlichen Troste. Heinrich machte sie später für ihre „vertu" zur Aebtissin des Montmartre.

Am Liebsten verweilt man immer beim Herzblatt solcher Liebschaften, denn ein solches giebt es immer, wie viel der Blätter seien. Könnte man über den Ersatz dieses Herzblatts einig werden, wenn Zeit oder Krankheit oder Tod einen Ersatz nöthig machen, so vereinigte sich in diesem Punkte der Moslem, der Ka-tholik und der Simonist. Denn der monogamische Punkt ist als tiefster, ursprünglicher überall vorhanden, er ist der Maiwuchs des Baumes, der aus innerstem Kerne in die höchstmögliche Höhe des Stammes steigt. Aber der Ersatz beim Verluste, und der häufige Ver-lust machen irr über die Frage.

Heinrich hatte seine Gabrielle, Louis XIV. hatte seine La Vallière, die den Maiwuchs der Neigung,

das überwiegend monogamische Gesetz menschlicher Neigung darstellten. Gabrielle starb, die La Vallière verlor ihre Schönheit, starb also auch für einen jungen König. Oder richtiger ausgedrückt, denn sie war niemals schön: sie verlor diejenige Erscheinung, woran ihre Macht über den König gefesselt war, sie verlor sich. Nicht Heinrich, nicht Louis, beide so wechselreich, wechselten ihrer stärksten Neigung gegenüber von selbst, ohne äußerliche Veranlassung. Bei Heinrich könnte die Frage entstehn, ob nicht die Gräfin Guiche, eine so lang dauernde Liebschaft der Jugend, und ob nicht die spätere Marquise von Verneuil, die unmittelbar auf Gabrielle folgte, und für welche Heinrich leidenschaftlich entzündet erscheint, ob diese beiden nicht Theil hätten am Maiwuchse der Neigung, und ob der allerchristlichste König nicht auch innerlichst wie ein gewöhnlicher Türke sich darstelle. Die Zeitgenossen warfen es ihm vor: Um Paris zu erobern hast Du mit dem Großtürken unterhandelt, Hugenot warst Du niemals recht, Katholik bist Du nicht, Weiber brauchst Du wie der Türke, Köpfe lässest Du abschlagen auch den treusten Waffenfreunden, wie der Sultan dem unbequem werdenden Pascha — was bist Du?

Allein nicht die Gräfin Guiche, nicht die Verneuil täuschen uns über den leichtblütigen Gaskonier. Jene

war 26 Jahr alt, da er, ein gar junger König, sie sah: es ist zwar bekannt, daß die Knabenneigung sich meist zuerst an älteren Frauen entzündet, in Frankreich wenigstens ist es so bekannt, daß es mancher Autor wie etwas Vorausgesetztes hinwirft; aber dies ist das Moment der streng sinnlichen Neigung, die sich an ausgebildeter, an reifer Fleischesform zuerst erweckt. Eine Französin von 26 Jahren kann einen jungen Mann in Flamme setzen und sieben Jahr fesseln, aber die innerste Seele seiner Liebe, den monogamischen Herzenskern erschließt sie nicht. Und die Verneuil kam zu spät, sie erbte vielleicht von dem Reichthume, den Gabrielle in Heinrich entwickelt hatte, und auch dies schwerlich in großem Maaße, wie heftig der König sich anließ, wie bereitwillig er auch ihr gleich der Gabrielle die Ehe versprach. Sie besaß zu viel Verwandtes von ihm selbst, von einem herrschlustigen, politischen Manne, und das Verwandte wirkt wol am Raschesten, aber nicht am Tiefsten auf einander, das Verschiedene begegnet sich zu Ungewöhnlichem. — Man lese die häufigen Billets, die Heinrich geschrieben hat! Er war darin ganz ein Vorzeichen jetziger französischer Art, die über alle Vorstellung ergiebig ist im Schreiben von Noten, von Billets? Schreiben Sie mir un petit mot, und das geschriebene

petit mot ist in Paris die immerwährende Begleitung des Bon jour. Aber unter der Schaar Heinrich'scher billets doux, wie fein unterscheiden sich die an Gabrielle! Ja, alle sind hastig, voller Leben, alle werfen Küsse und Zärtlichkeit, das ganze jedesmalige Lebensinteresse dieses rasch producirenden, offen hinwerfenden Königs, dieser ganze raschblütige Gaskonier ist in allen. Aber die Billets an Gabrielle allein tragen Kennzeichen edelster Rührung. Er hatte sie zuerst auf dem Schlosse von Coeuvres bei ihrem Vater gesehn, und das Verhältniß schien sich nicht besonders glücklich zu schürzen: sie liebte einen Grafen von Bellegarde. Doch wandte sie sich rasch genug zum Könige, wie wahr, und wie herzlich nothwendig ist unbekannt. Dafür ist überhaupt schwer etwas aufzufinden, in wie weit Heinrich's persönliche Liebenswürdigkeit seiner ungestümen Eroberung und seinem Königsschimmer zu Hilfe gekommen sei. Die Zeichen sind nicht besonders günstig, die weiblichen Zeugnisse, die noch vorhanden, sind entschieden ungünstig, er war in diesem Punkte kein Louis quatorze, er hatte körperlich abstoßende Eigenschaften und üble Gewohnheiten der südlichen Heimath. Seine zweite Frau, Marie von Medicis, konnte ihn, dem ordinairen Ausdrucke nach, nicht riechen seines Fußschweißes halber; die alte hugenotische Rohan sagte

von ihm, als man die Verneuil der Untreue beschuldigte: Wie kann die Liebe sich einnisten zwischen einer Nase und einem Kinn, die eins in's andre fahren.

Gabrielle's Vater wollte kein formloses Maitressenthum, sie wurde also einem picardischen Edelmanne zur Frau gegeben, und bald darauf zur geschiedenen Frau desselben gemacht, weil dieser Picarde, dem die erste Frau 14 Kinder geboren, kein rechter Mann sei. Heinrich ernannte sie zur Herzogin von Beaufort, und wollte sie selbst heurathen, hier nicht wie bei der Verneuil, um sie zu besitzen, sondern um der innigsten Liebe auf alle Art zu genügen. Sie erfüllte ihn ganz bis zu ihrem Tode. Es war im Jahre 1598, da schieden sie in Zärtlichkeit von einander in Fontainebleau, nur auf einige Tage, der König wollte ihr bald nach Paris folgen. Kaum in Paris angekommen erkrankt sie plötzlich nach dem Essen, wie es heißt von Gift. — Boten fliegen nach Fontainebleau, Heinrich springt auf's Pferd und jagt gen Paris. Aber auf halbem Wege, in Melun schon begegnet ihm die Nachricht von ihrem plötzlichen Tode. Er ist außer sich, er will wenigstens die Leiche sehn; aber die Begleiter nehmen ihn unter die Arme, und führen ihn nach Fontainebleau zurück. Wie ein Sonnentag war

diese Liebeswelt auf einmal verschwunden, als er aufwachte lag sie wie eine tief abliegende Welt vor ihm. Das Todte ist todt, das Lebende behält sein Bedürfniß. Als er zum ersten Male wieder nach Paris kam, flog wol noch ein Trauerwölkchen über ihm hin, aber kein Eindruck haftete lange in ihm, er war eine politische Natur, Politik kennt nicht Treue noch Rache. Da begegnete ihm die schöne Mademoiselle d'Antragues, und das Feuer loderte wieder auf, so lebhaft, daß er diesmal schriftlich dem ebenfalls politischen Vater des klugen Mädchens ein Eheversprechen gab. Sully hatte bekanntlich den Muth, das Exemplar, was ihm der König zeigte, zu zerreißen, und Heinrich gewann die Fassung, dem kühnen Minister dies nachzusehn, und seine politische Thorheit zu erkennen. Das gab widerwärtige Dinge, dies Feilschen um Vertrag und Mädchen, das giebt widerwärtigen Eindruck, als man ihn an's Ziel gekommen, das Mädchen zur Marquise de Verneuil erhoben, und das ganze Verhältniß zu einem herben Ausgange eilen sieht. Sie sei untreu geworden, sie habe sich in politische Intrigue mit dem Spanier eingelassen — ja, sagen die Gegner, er brach mit ihr, weil er sich legitim verheurathen wollte, er warf ihren Vater in die Bastille, damit die Geschichte mit dem Heurathsversprechen begraben werde!

Im Jahre 1601 ereignete sich dieser Bruch, er wollte Kinder haben, seine Valois Margaretha, die Bartholomäusbraut, eine sehr merkwürdige Figur, gebar keine, und der Pabst willigte in die Scheidung, indem er ihm kontraktlich seine Verwandte, Maria von Medicis, als neue Gattin zutheilte. Alles dies war indessen an die Zustimmung Margarethens geknüpft. Sie gab ihre Zustimmung; politische Macht interessirte sie nicht; sie war von ungewöhnlich sinnlicher Beschaffenheit, diese Tochter Catharinens, wohnte abgesondert im Faubourg St. Germain, da wo die bekannte Duellwiese, pré aux clercs, noch in der Vorstadt grünte. Dort führte sie ein eigen wollüstig, faules Leben, lachte über die Hatz politischer Leute drüben im Louvre, die sich das wohlschmeckende Leben so sauer machten, trat an's Fenster, wenn sie vom Lager aufstand, sah den übermüthigen Studenten zu, die sich auf der Wiese umhertummelten, wählte sich einen aus, und ließ ihn rufen. Wie man tagelang allein leben könne, war ihr unbegreiflich. Wäre nicht viel italienischer Stoff in diesem Weibe, man könnte einen französischen Gebrauch von ihr herleiten, der heute noch manchen Deutschen in Verlegenheit setzt: in Frankreich wundert man sich, wenn ein Mann und eine Frau, die zusammen wohnen, nicht mit

einem Bette begnügt sind. Dafür sind ja die Betten zwei- und dreimal so groß als die deutschen! — Es scheint jener Margaretha nicht an Geist, nicht an epikuräischer Philosophie gefehlt zu haben, einer Maitressenheurath des Königs wäre sie nimmer in Scheidung gewichen, einer neuen Königin aus ihrem mütterlichen Hause wich sie bereitwillig. Wie sie alt wird, und immer älter, und nach so manchem abscheidenden Regimente immer noch am Fenster ihrer Wiese zu treffen ist, macht sie einen wunderlichen, zuletzt einen garstigen Eindruck, man freut sich, daß dies einseitige Erbtheil Catharinens mit seiner Faulheit endlich aus der Welt scheidet.

Mit der neuen Heurath kam dem Könige schwerer Aerger. Aber der Franzose schlägt die Uebelstände nicht hoch an, die von einer Dame kommen; Dame bedeutet doch beinahe so viel wie bei uns das Wort Engel im bürgerlichen Gebrauche. Es ist offenbar, die galanten Könige haben das Meiste beigetragen zur Errichtung eines Kultus, der dem Sinne des Volkes angemessen ist, und der die Revolution in aller Stärke überdauert hat. Ist ihr feiner Civilisationssinn, ihre tiefe Furcht vor Rohheit dabei thätig gewesen? Haben sie da heiligen, da strenge Linien ziehn sollen, wo ihnen Leidenschaft am Ersten gefährlich, wo sie

ihnen zur Verletzung guter Sitte verführerisch sein könnte? Kurz, diese bei uns oft verspottete Galanterie, oder richtiger diese Höflichkeit gegen alle Dame ist im heutigen Frankreich dergestalt ausgebildet und durchgebildet, daß man es für einen Hauptbestandtheil der Civilisation anerkennen muß. Es ist unter feiner Form schon lange das, was in Deutschland vor kurzem als Emancipation der Frauen gewünscht und gepredigt wurde. Auch ist es nichts Unbedachtes, Jedermann ist sich des Sinnes bewußt, Jedermann weiß, daß das schwache aber fein und schön begabte Geschlecht Schutz und Vorzug von dem Manne ansprechen kann, auch wenn es diesen ein Opfer koste. Ich habe dieser Opfer unzählige, auf der Reise täglich bringen sehn, und dies hat mir den in Deutschland verlachten Begriff französischer Galanterie oft ehrwürdig gemacht; ich habe erkannt, daß das Gegentheil davon, oft nur eine Unterlassung, wirklich Rohheit genannt werden darf; ich habe erst mit Unwillen, dann oft mit Scham bemerkt, daß die Franzosen allen Fehl gegen solchen Kultus leichthin mit den Worten entschuldigten: oh, das ist ein Fremder — étranger, das römische „barbarus". Wie stolz entschuldigen sie damit den Fehl! Auch glaube man nicht, daß Rang oder Schönheit der Dame die Höflichkeits-

form bestimme, keineswegs, ein ächter Franzose überläßt dem unscheinbarsten Frauenzimmer sogleich seinen Platz, wenn er der bessere ist. Unter Anderm erinnere ich mich einer schlimmen Wetternacht im Dauphiné, wir fuhren von Gap nach Grenoble einen rauhen Weg über hohe Berge. Bei sinkendem Abende war ein Mädchen zu uns gekommen, alle ersinnlichen Plätze waren besetzt, das Mädchen hatte aber Eile, man suchte sie um jeden Preis unterzubringen. Denn jene deutsche Pedanterie ist unbekannt, wornach die Fahrt von einer Stadt zur andern wie ein Staatsgeschäft behandelt wird, mindestens eine Stunde vorher angemeldet und was sonst noch sein muß. — Es war für das ärmlich gekleidete, nicht hübsche Mädchen nur ein schmales Brett außen am Wagen über der Deichsel anzuweisen, dort saß sie allem Wetter preisgegeben, aber sie saß und kam fort. Dies sahen die Franzosen nicht eine Viertelstunde mit an; wie froh Jeder war, bei so üblem Wetter im Trocknen und Warmen zu sitzen, sie stritten sich um den Deichselplatz, damit das Mädchen einen geschützten inneren Platz bekäme. Der Herr, welcher obsiegte und das Opfer die ganze Nacht hindurch brachte, hatte zwei Tage in Marseille auf einen guten Platz der Diligence gewartet.

Doch glaube man bei alledem nicht, daß die Bestialität nicht zuweilen durchbreche just im Punkte gegen Frauen: eben weil es ihre schwächste Stelle haben die Franzosen hier die stärksten Formen errichtet. Glaube man aber auch nicht, daß bei französischer Emancipation der Frauen, bei diesem Kultus der Damen der Gegensatz zum Vorschein komme, welchem man in Deutschland leicht verfällt; die Dame existirt deshalb nicht im Glasschränkchen, um bloß geehrt und bewundert zu sein. Nein, ihre Erhebung besteht in ihrer Theilnahme, in der thätigsten Theilnahme an Allem, was gethan wird. Es giebt keine angestrengtere, keine arbeitsamere Existenz als die einer Frau aus dem Mittelstande in Paris, nicht bloß als dame du comptoir kontrollirt, schreibt, rechnet sie im Kafé, im Speisehause, im Laden bis in die tief sinkende Nacht, auch in anderem Kreise ist sie fortwährend in verantwortlicher Thätigkeit, nirgends fast ist sie abgefunden mit Stickerei, Nähzeug oder Strickstrumpf, diese bei uns „weiblichen Arbeiten" verschwinden ganz vor wichtigerer Arbeit, oder vor dem Nichtsthun der Hände, wenn man der Unterhaltung wegen zusammenkommt.

Marie Medicis und Heinrich hatten einander nie gesehn, in Lyon wollten sie einander begegnen. Sie

erschien in Lyon, aber der König kam nicht und kam nicht, plötzlich umfaßte sie Jemand von hinten und herzte und küßte sie. Heinrich hatte hinter der Gardine gesteckt, — er hatte solche Manieren, die theils nach der Provinz schmeckten, theils durch natürlichen Sinn bestechend wirkten. Und sie küßten sich lange Zeit, sagt der Chronist.

Aber am andern Morgen hatte sich das geändert. Heinrich hatte wohl zunächst gegen das Aeußere seiner neuen Frau nichts einzuwenden, wenn es auch ganz anders als das seiner Französinnen war. Das Neue konnte ja reizen. Sie war, vielleicht noch etwas mehr als Catharina, ebenfalls von jener Völligkeit des italienischen Körpers, stark in Wuchs und Gesicht, rund und fest, hatte große Augen, und gefiel dem französischen Bürger nicht. Am andern Morgen gefiel sie auch Heinrich nicht mehr, er hatte so viel Erfahrung, daß er nicht leicht über einen Mangel zu täuschen war. Es entstand eine dergestalt zänkische Ehe, daß es oft bis zum Raufen kam, das einspännige französische Bett, was die Reichssitte auch den Königen zutheilte, ward nur zu oft ein Kampfplatz; ja Sully mußte oft gerufen werden, um Frieden oder doch Waffenstillstand zu stiften. Die beiderseitige Untreue war oft nur der wörtliche Vorwand des Strei-

tes. Unter den Männern, die ihr Heinrich vorwarf, findet sich neben Ursin und Bellegarde auch bereits jener Concini, der nach des Königs Tode eine so große Rolle als Maréchal d'Ancre spielte. Einst auf der Reise störte sie Heinrich so sehr aus aller Mäßigung, daß er sie durchaus fortjagen wollte, — Sire, sagte Sully, sind zu Rande gekommen mit so viel Feinden, werden Sie nicht ein störrisches Weib zwingen?

Aber das königliche Paar aß nicht mehr zusammen, oder ließ sich, wenn es geschehn mußte, aus eigner Küche, von eignen Dienern serviren, um vor Vergiftung sicher zu sein. Dennoch war der Gaskonier sinnlich so erregbar, daß er sich ihr wieder einmal näherte, wenn eine Pause des Hasses eintrat und wenn er augenblicklich gelockt wurde; während des Sommers lag sie auf Strohmatratzen an der Erde, in leichten Kleidern, die schönen Arme bloß, und den prächtigen Hals, la gorge, womit der Franzose den Hals bezeichnet, bis in die Brust hinein. Sie gebar denn 1601 auch wirklich einen Sohn — wer hätte geglaubt, daß aus so lebhafter und starker Sinneswelt eines gaskonischen Vaters und einer florentinischen Mutter der kränkliche, melancholische Ludwig XIII. hervorgehn würde.

Heinrich's Maitressenwirthschaft nimmt unter sol-

chen Umständen noch kein Ende, und es folgen der Verneuil noch fünf, darunter eine Condé und eine Montmorency. Je älter er wurde, desto übler stand ihm dies Treiben, desto lauter mußte er oft Sitte und Form verletzen, um seine Zwecke zu erreichen. Seine Gegner zeigen geradezu auf seine Zudringlichkeit gegen Charlotte de Montmorency hin, wenn sie aufzählen, was den Fanatismus geschürt, und Ravaillac's Dolch geschärft habe.

Dies sind indeß Alles nur Beiläufigkeiten, wodurch die große Summe vermehrt wurde, die Summe des Widerwillens. Um der Maitressen willen erstach ihn kein Franzose. Aber Heinrich verschwand keineswegs hinter Liebeslüsten, er war überall wie ein rasch treffender Blitz zu spüren, wo ein altes Interesse seine alte Macht wieder sammeln wollte, er war ein überaus behender, ein überaus kluger, zu aller Handlung scharf und schnell wählender König. Er erbte und eroberte ein revoltirtes Reich, und war gesund und tüchtig genug, es nicht in alter verbrauchter Form restauriren zu wollen, da konnte er nichts für sich haben als seinen unablässig regsamen Geist, den Handwerker und Kaufmann, dem er Ruhe für Absatz und Handel brachte, den kleinen Gentilhomme, der mit der Krone in keinen Machtansprüchen zusammenstieß, und mit

dem Könige chevalereske Sitte und Art gemeinschaftlich hatte. Alle Glaubensgemeinschaft im Großen, alle Korporationsmacht, Kirche, Herrenthum, Parlamentsthum mußte sich mehr und mehr gegen ihn gestalten, je deutlicher man sah, daß er alle Mittel in jedesmalig neuer Erfindung aufsuchte, daß er nirgends Konsequenzen aufkommen ließ, um welche sich gelegentlich eine abdringende Opposition schaaren könnte, daß er ein Herrscher war allein und eigen. Biron's Schicksal zeigte dies aller Partei zum Schrecken.

29.

Charles de Gontaut=Biron war aus dem niedern Aquitanien, aus dem Perigord. Die Birons gehörten nicht zu jenem Fürstenadel der Condé, Bouillon und so weiter, welcher die Krone ebenbürtig so oft beunruhigte. Aber sie repräsentirten doch die mächtigste Adelsbedeutung im Perigord, und dieser Biron vertrat eine tapfere Gentilhommerie Aquitaniens, welche dem Béarner ohne Rücksicht auf Kirchenglauben bis zum Throne geholfen hatte. Heinrich war gegen seinen besten Feldherrn erkenntlich gewesen, er hatte ihm Viel gegeben; aber Biron wollte noch viel mehr. Nun zeigte sich übrigens der kriegerische Bearner als König von Frankreich keineswegs so kriegerisch, wie er als junger König von Navarra gewesen war. Natürlich, er hatte das Kampiren und Kriegen ausgekostet die große Hälfte seines Lebens lang, er war am Ziele, des Landes Interesse war jetzt das seine, und das Land bedurfte des Friedens, der König bedurfte

des Friedens, um dem erniedrigten Königthume wieder Macht zu sammeln. Auch hatte Heinrich eine Welt von andern Fähigkeiten in Bereitschaft, worin er unbestritten Herr und Meister war und mit keinem Edelmanne zu theilen brauchte. Heinrichs genialste Partie ist offenbar seine diplomatische, eine Diplomatie, die in vielem Betrachte neu und schöpferisch war. Nicht bloß nach Innen, wo sie eine ganz eigenthümliche Restauration zu Wege brachte, eine Restauration, worauf alles Bourbonenthum in Frankreich gegründet ward. Auch nach Außen. All die banal gewordenen Freundschaften und Feindschaften ließ er fallen, um sie anders zu begründen. Sie lebten ein kümmerlich Leben von Tradition und Herkommen und Glaubensgemeinschaft, oder Glaubenstrennung, diese Freundschaften und Feindschaften. Heinrich schritt über dies Scheinleben hinweg, er begründete alle Anknüpfungen neu unter Darlegung neuer Gesichtspunkte, er sprach nichts von Dogmen, er sprach von weltlichem Nutzen und Schaden, er schrieb überall selbst hin, er faßte Jeden, dem er schrieb, ganz persönlich, kurz, er begründete jene moderne Kunst der Diplomatie, die unter bloßen Formen persönlichen Umgangs jedes Verhältniß neu anfassen, neu ausbilden kann, die sich der Prinzipien bloß bedient, wie man sich des Tisch-

geräthes bedient. Das mag von Silber oder Gold und Damast, oder von Blech und grober Leinwand sein, man sättigt sich vermittelst desselben, und alsdann wird es ein gleichgültiger Gegenstand, bis man wieder Hunger fühlt. Man lese Bethune's Sammlung, und man wird mit Erstaunen einsehn, wie so wohl überlegt diese so harmlos hinfluthenden Briefe sind, wie sie individuell Jedem an's Leben gehn, wie doch nichts von einer übereilten Herzlichkeit zu sehn ist, die man Heinrich nachsagt, wie im Gegentheile unter aller Correspondenz dieses Königs ein schwerer Ernst von Machtbestrebung liegt. — Franz hatte kein Glük, die kleinen Valois hatten nicht Sinn und Macht dafür gehabt, Frankreich solcherweise als eine gesetzgeberische politische Hauptmacht in Europa aufzurichten, wie es Heinrich IV. that. Und zwar im Wesentlichen ohne Schwertstreich that er's; bald nach seiner Thronbesteigung in Paris war er zu einem Kriege gegen Spanien genöthigt, was all seine Gegner aufnahm und pflegte, der Krieg ward aber lau und uninteressant geführt, und Heinrich entschlüpfte seinen Alliirten, und schloß rasch ohne sie den Frieden zu Vervins. Besser hinterdrein sich entschuldigt — war seine Politik — als vorher verloren, und hinterdrein bedauert. In dieser diplomatischen Macht ent-

rang er eigentlich zuerst dem deutschen Reiche jenen Schatten von idealer Grundmacht Europa's, den es als heilig römisches Reich auch in Schwäche und Zerfahrenheit hinter sich her gezogen hatte. Die Spekulation einer europäischen Republik, die einem Praktiker wie ihm nur ein halber Ernst sein konnte, ein spielerischer Ernst, aus dem sich Viel entwicken könne, sie setzte Frankreich als schöpferische, ideale Macht zum ersten Male an die symbolische Stelle des christlichen Kaiserthums, des Kaiserthums vom Occidente. Heinrich hat Frankreich europäisch groß gemacht — dies hat der stolze Franzos wohl herausgefühlt, und hat seinen Henri quatre hoch gestellt; absonderlich mußte dies ein geschichtliches Thema werden unter Ludwig XV., der Frankreich klein machte.

Aber dies Wachsthum Heinrichs und Frankreichs, was half's zunächst seinen alten Feldherrn und Kriegsgenossen? Dabei war nichts zu erwerben, nicht an Beute, nicht an Macht. So wendete sich denn der Hauptmann dieser Klasse an Spanien, um einen Einbruch zu erregen, und dem zähen Könige dadurch Zugeständnisse abzuzwingen. Der Herzog von Bouillon, der im Norden die feiste Herrschaft um Sedan besaß, und damaliger Zeit mächtigster Vertreter der Hugenoten war, sollte ebenfalls ausbrechen, wenn

Biron mit den alten Royalisten, auf spanischen Rückhalt gestützt, sich erhöbe, und so sollte der undankbare Bearner zur Raison gebracht werden.

Das ging unter dem dritten Heinrich, nicht unter dem vierten. Er schrieb eigenhändig an Biron, und lud ihn ein nach Fontainebleau, kein Buchstabe verrieth, daß er die Verschwörung kenne. Biron, um ihn sicher zu machen, ging trotz aller Warnung nach Fontainebleau, ward freundlich empfangen, speis't und spielt mit dem Könige. Es vergeht ein Tag, dann tritt ihn der König an, er solle ihm offen gestehn, was er vorhabe, verrathen sei es doch. Biron läugnet. Der König tritt ihn noch einmal an, er solle ehrlich gestehn, er läßt ihn antreten durch seine Getreuen — Biron läugnet frech und hartnäckig Nun denn, ruft Heinrich, nach der Bastille mit ihm, und Prozeß um Hals und Kragen! — Biron hat so etwas gemerkt, und seine Abreise gerüstet, die Pferde sind gesattelt — aber die Verhaftung kommt zuvor. Und nun ereignet sich, was kein Mensch erwartet hatte: kein Bitten, kein Flehen hilft, der König ist starres Eis gegen den alten Freund, unterzeichnet das Todesurtheil, will nichts von Gnade hören.

Paris begriff nicht, daß solche Härte möglich sei, man sah sich an, man schüttelte die Köpfe. Damit

kein Attentat versucht würde, ließ der König den Marschall auf der Seine herabführen von der Bastille zum Justizpalaste; die Ufer waren mit Truppen besetzt. Als man dem alten Krieger das Todesurtheil vorlas, rief er aus: Ist es denn möglich, daß dieser Mann nicht mehr an die Dienste denkt, die ich ihm erwiesen! Mein Vater ist für ihn gestorben, mein Leib trägt fünf und dreißig Wunden für ihn, und zum Danke läßt er mir den Kopf abschlagen! Wahre er sich, daß Gottes Blitz nicht auf ihn falle!

Als der Henker kam, schrie Biron: Zurück, rühre mich nicht an vor der Zeit! Kein Mensch soll mich binden!

Er war ein stolzer, hochfahrender Mann dieser Biron, begierig und jähzornig. Alle Welt fürchtete diesen Jähzorn; wenn er ihm kam, so schonte er nicht König noch Weib. Er war zwar nur mittleren Wuchses, aber so stark, daß er mit den Händen eine Arkebuse entzweibrach. Zurück, Henker! fuhr er fort, oder ich erwürge Dich! — Der Henker zitterte vor Furcht, der Delinquent zitterte nicht. Oh, meine Freunde, rief er den Soldaten zu, wie wohl thäte mir eine Salve von Euch! Welch ein Jammer ist das, so miserabel sterben zu müssen.

Er verband sich selbst die Augen, und wollte auf-

recht sterben. Der Henker rief, er müsse knien, so treffe der Streich nicht ordentlich. — Nein! Kannst Du's nicht mit einem Streiche, so thu's mit dreißig, ich werde nicht mehr zucken als eine Eule. — Nun wollte ihm der Henker das Haar abschneiden. — Hinweg, Canaille, Du sollst mich nicht anrühren, so lang ich lebe! Macht mich nicht wild, oder ich erwürge die Hälfte Menschheit die hier ist, bis mich die andere tödtet.

Der Henker wußte nicht, was thun. Biron erwartete auf dem Schaffot noch die Gnade Heinrichs, er konnte sich's nicht anders denken, wie gutmüthig war dieser Heinrich stets gewesen! Dreimal band der alte Krieger das Tuch ab, um nach dem Boten auszusehn, der von Fontainebleau kommen sollte. Das Pferd kann ihm gestürzt sein, er kann sich verspätet haben!

Da bat ihn der Henker, doch ein Gebet zu sprechen, und dabei überraschte er ihn, und schlug ihm rasch das Haupt herunter.

Das Volk liebte diesen Streich nicht, wie es den Bearner nicht liebte. Paris war gar traurig! Die Pest war da, wilde Hunde tobten durch die engen Gassen der Cité — das sind die Strafen, hieß es, für ein Regiment, das keine Religion hat! Das sich

kein Attentat versucht würde, ließ der König den Marschall auf der Seine herabführen von der Bastille zum Justizpalaste; die Ufer waren mit Truppen besetzt. Als man dem alten Krieger das Todesurtheil vorlas, rief er aus: Ist es denn möglich, daß dieser Mann nicht mehr an die Dienste denkt, die ich ihm erwiesen! Mein Vater ist für ihn gestorben, mein Leib trägt fünf und dreißig Wunden für ihn, und zum Danke läßt er mir den Kopf abschlagen! Wahre er sich, daß Gottes Blitz nicht auf ihn falle!

Als der Henker kam, schrie Biron: Zurück, rühre mich nicht an vor der Zeit! Kein Mensch soll mich binden!

Er war ein stolzer, hochfahrender Mann dieser Biron, begierig und jähzornig. Alle Welt fürchtete diesen Jähzorn; wenn er ihm kam, so schonte er nicht König noch Weib. Er war zwar nur mittleren Wuchses, aber so stark, daß er mit den Händen eine Arkebuse entzweibrach. Zurück, Henker! fuhr er fort, oder ich erwürge Dich! — Der Henker zitterte vor Furcht, der Delinquent zitterte nicht. Oh, meine Freunde, rief er den Soldaten zu, wie wohl thäte mir eine Salve von Euch! Welch ein Jammer ist das, so miserabel sterben zu müssen.

Er verband sich selbst die Augen, und wollte auf-

recht sterben. Der Henker rief, er müsse knien, so treffe der Streich nicht ordentlich. — Nein! Kannst Du's nicht mit einem Streiche, so thu's mit dreißig, ich werde nicht mehr zucken als eine Eule. — Nun wollte ihm der Henker das Haar abschneiden. — Hinweg, Canaille, Du sollst mich nicht anrühren, so lang ich lebe! Macht mich nicht wild, oder ich erwürge die Hälfte Menschheit die hier ist, bis mich die andere tödtet.

Der Henker wußte nicht, was thun. Biron erwartete auf dem Schaffot noch die Gnade Heinrichs, er konnte sich's nicht anders denken, wie gutmüthig war dieser Heinrich stets gewesen! Dreimal band der alte Krieger das Tuch ab, um nach dem Boten auszusehn, der von Fontainebleau kommen sollte. Das Pferd kann ihm gestürzt sein, er kann sich verspätet haben!

Da bat ihn der Henker, doch ein Gebet zu sprechen, und dabei überraschte er ihn, und schlug ihm rasch das Haupt herunter.

Das Volk liebte diesen Streich nicht, wie es den Bearner nicht liebte. Paris war gar traurig! Die Pest war da, wilde Hunde tobten durch die engen Gassen der Cité — das sind die Strafen, hieß es, für ein Regiment, das keine Religion hat! Das sich

in Ehebruch und sinnlichen Lüsten wälzt! Das Journal de Henri IV. erzählt schauerliche Dinge: man klagte ihn der Magie an und schwarzer Kunst und beschuldigte ihn auch unnatürlicher Gelüste. Wie gewiß dies eine Lüge, der natürliche, rationale Heinrich fand diese Anklagen doch so bedenklich, daß er strenge Untersuchung und Aufklärung über diesen Punkt befahl.

Gegen den waffnenden Bouillon ließ er ebenfalls ein schonungsloses Urtheil fällen, und drückte ihn nieder, wenn er ihn auch nicht persönlich erreichen konnte. Wo ihm Strenge nöthig schien, kannte er kein Erbarmen. Wohl aber sah er ein, wie große Massen er sich dadurch entfremdet hatte, es regnete Pamphlete gegen ihn und Sully, umsonst baute er Brücken und Springbrunnen, umsonst rief er seine frühen Feinde, Jesuiten und Jakobiner zurück, um den einen großen Riß des Hasses zu stopfen. Er blieb fortwährend auf dem Spiele stehn, ein tägliches Ziel der Mordversuche mit Gift und Dolch; denn was er nach außen gewann durch Aufgeben alles Dogma's, durch bloße Balancirung der Kräfte, das gewann er nach innen nur auf Kosten seiner persönlichen Sicherheit. Einen Feind brauchte man noch, und da er dem alten Ligueur-Paris die feindlichen Parteien entzog, so ward er selbst der Mittelpunkt alles Angriffs. Er mußte,

so weit war es gediehn, auf Zerstreuung des Volkssinnes denken, auf Krieg, den er bisher absichtlich vermieden hatte.

An epigrammatischen Versen ist die französische Geschichte ungemein reich, jeder bedeutende Vorfall oder Mensch ist mit einem leicht rollenden, charakteristischen Verse der Nachwelt überliefert. Heinrichs Freunde sangen über den undankbaren König Folgendes:

Ce prince est d'étrange nature,
Je ne sais, qui diable l'a fait;
Car il récompense en peinture
Ceux, qui le servent en effet.

30.

Worin bestand nun jene Spekulation einer christlichen Republik, die dem Namen Heinrichs IV. bei der Geschichtschreibung so förderſam geworden ist?

Europa sollte in fünfzehn Staaten getheilt werden, die so viel als möglich von gleicher Macht sein, deren Grenzen gegenseitig garantirt und vertheidigt sein sollten. Diese Staaten wären:

1. Das Pontifikat.
2. Das deutsche Reich.
3. Frankreich.
4. Spanien.
5. Groß-Britannien.
6. Ungarn.
7. Böhmen.
8. Polen.
9. Dänemark.
10. Schweden.
11. Savoien oder das Königreich der Lombardei.

12. Die Herrschaft Venedig.

13. Die italienische Republik (die kleinen Staaten Mittel=Italiens).

14. Die belgischen oder Nieder=Lande.

15. Die Schweiz.

Darunter wären fünf erbliche: Frankreich, Spanien, Britannien, Schweden und Lombardei.

Sechs Wahlreiche: Pontifikat, Deutschland, Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark.

Vier Republiken: Die Niederlande, die Schweiz — demokratische —, Venedig und Italien — aristokratische.

Der Pabst sollte außer dem Kirchenstaate Neapel haben, und die Huldigungen — les hommages — der italischen Republik und Siciliens. Sicilien sollte übrigens an Venedig kommen. Jene Huldigung sollte nur im Fußkusse und von zwanzig zu zwanzig Jahren im Geschenk eines goldnen Kruzifixes bestehn.

Zur Schweiz sollte die Franche Comté, Elsaß, Tyrol, Trient gehören. Ihre Huldigung kam an's deutsche Reich. Eben so die der Niederlande. Für Ungarn war Siebenbürgen bestimmt, die Moldau und die Walachei. Der deutsche Kaiser sollte an keinen Verwandten Lehn austheilen; nie sollten zwei Kaiser hintereinander aus demselben Hause sein.

Gegen alle Differenzen sollte eine Ordnung und Form und ein Allgemeiner Rath von 60 Personen errichtet werden, vier von jeder Macht. Dessen Sitz sollte in einer Stadt des deutschen Reiches sein, etwa in Metz, Nancy oder Cölln. Dieser Rath wäre Senat der christlichen Republik. Außerdem sollten drei andere Räthe, mit jenem in Verbindung, entstehn, deren Sitze an verschiedenen Orten. Dann sei eine Ordre und Regel aufzustellen zwischen Herrn und Unterthanen, um Tyrannei und Rebellion vorzusehn. Dann ein Schatz und eine Truppenmacht gegen die Grenzen der Ungläubigen, gegen Türken, Moskoviter und Tartaren. Drei Hauptleute seien zu wählen, zwei zu Lande, einer zur See, die gleichzeitig das türkische Reich angreifen sollten.

Die Erfindung des Projektes stammt offenbar nicht von Heinrich: die Grundlage war Christenthum und politische Garantie gegen übergreifende Macht, ein geistreicher Mönch mochte darauf verfallen sein, und es heißt denn auch, der Plan sei vom Pabste ausgegangen. Heinrich's Spekulation bestand darin, daß er sich an die Spitze stellen und unter dem Schirme desselben zusehn wollte, was sich Vortheilhaftes daraus gestalten ließe. Das ist ja immer der Zauber politischer Macht, daß sie eine große Idee zur Standarte

nimmt. Die Idee will endigen, die Politik, die stets neue Form für den Wechsel, will das nicht. Sie verbündet sich mit der Idee, wie das kleine, behende Geschöpf auf den Rücken des Vogels schlüpft, um über Meere zu kommen und dann den Vogel wieder zu verlassen.

Heinrich ließ den Plan in seinem Ministerrathe vorlesen, und hörte aufmerksam zu, welche Gründe dafür und dawider entwickelt würden. Sully sprach dafür, Villeroy, ein gesund politischer Kopf, zeigte alle Lücken und Schwächen des Projektes, und seine Politik war so nüchtern, daß er es verwarf und keine Unterscheidung fand zwischen Plan und Vorwand. Heinrich sagte zu alle dem nichts, aber wie ideal der praktische Gaskonier diese europäische Spekulation ansah, zeigte sich sehr schnell. Das Ganze war für ihn gegen Oesterreich gerichtet, und die kleinen Staaten fielen ihm bei. Er rüstet, und es soll natürlich gegen den Rhein gehn. Dabei handelt es sich ihm um die stille Frage, ob er sich nicht zum deutschen Kaiser machen solle. Ein prächtiger Anfang für das neue Gleichgewicht!

Um diese Zeit floh Condé aus Frankreich, man weiß nicht, ob bloß wegen des unzüchtigen Attentats von Seiten Heinrichs auf die Prinzessin. Er warf

sich Spanien in die Arme, und der spanische Gesandte nahm dies zum Vorworte für eine ernste Nachfrage: wozu Frankreich so große Rüstungen mache? Es entsteht eine hitzige Debatte, und Heinrich sagt endlich: Wenn Euer König mich nöthigt zu Pferde zu steigen, so werd' ich in Mailand die Messe hören, in Rom frühstücken und in Neapel Mittag essen!

Sire, solchen Schritt haltend kämen Sie zur Vesper nach Sicilien!

Gleichgültig, wie man sich anließ, die Nothwendigkeit auswärtiger Unternehmungen war dem Könige zu deutlich. Auch die Gelegenheit stellte sich ein: Cleve war gestorben, Oesterreich hatte die Agnaten übergangen, und es einem Habsburger gegeben. Die Agnaten baten Heinrich um Hilfe. Marschiren wir, und sehen wir zu, was sich entwickelt. Für allen Unglücksfall ließ er die Königin Maria krönen, und betrieb dies mit einer Hast, als ob der Unglücksfall zweifellos vor den Thoren liege. Es war im Frühjahre 1610, er war fortwährend in Bewegung in und um Paris für die Feierlichkeiten, für den Abgang des Kriegsmaterials nach der deutschen Seite.

So kam der 14. Mai heran, er hatte zu Mittag gespeis't, und wollte noch einmal in die Stadt hinaus

fahren. Zwischen drei und vier Uhr trat er aus dem Louvre und stieg mit sechs Edelleuten in den breiten Wagen. Betrachtet ihn, den langbeinigen raschen Herrn, es ist zum letzten Male, daß der Pariser diesen wunderlichen Vogelkopf mit der Bourbon'schen Adlernase vorüberfahren sieht. Ravaillac sieht ihn einsteigen, und folgt rasch, da der Wagen in den engen Straßen nicht eilig vorwärts kommt. In der Rue de la Ferronerie erreicht er ihn, da der Wagen halten muß wegen mehrerer Karren, die nur langsam aus dem Wege zu bringen sind. Der König wendet sich eben zu Epernon, da reicht Ravaillac über das Rad herein und stößt ihm das Messer zweimal in den Leib. Niemand sah es im Augenblicke, hätte Ravaillac das Messer weggeworfen, man hätte nicht gewußt, wer zu greifen sei. Der erste Stoß war zwischen der fünften und sechsten Ribbe eingedrungen und hatte die große Ader zerschlitzt, so daß der König sogleich die Sprache verlor. Der zweite Stoß war überflüssig gewesen, hatte nur die Haut geritzt. Da die Edelleute den König hintenüber fallen, da sie das Blut aus dem Munde stürzen sehn, so springen sie auf, sehen Ravaillac mit dem blutigen Messer, springen herab und hau'n mit den Degen in ihn. „Der König ist todt!" rufen die, welche im Wagen geblieben. „Nein!" — „Schafft

Wein herbei!" Man läuft darnach, die Straße wird tummultuarisch erfüllt.

Die Edelleute sehen aber, daß Heinrich regungslos auf der Seite liegt, sie sehen, er ist dahin, abgeschieden ohne Laut, in einer einzigen Zuckung, und sie treffen nun andere Maaßregeln: Der Wagen wird aufgeschlagen, man wirft den Mantel über den König, sagt zu den Umstehenden, er sei nur verwundet, und fährt nach dem Louvre zurück.

Glücklicher Heinrich! Muskulös und gesund wie ein Baske hatte er zu aller Strapaze und Freude den Körper immer treu erfunden. Wollte Essen und Vergnügen einmal nicht scharf genug schmecken, so blieb er einen Tag lang mit einer Purganz zu Hause, das war Alles. Und da es zum Sterben geht, genügt ein Stoß, er trifft die rechte Stelle, und ohne ein Wort, im Handumwenden vollbringt Heinrich die schwere Scheidung. Sein Körper sparsam mit Fleisch bedeckt, aber fest in Sehnen, fest in Organen, konnte in hohes Alter hinauf dauern ohne ein Attentat von außen.

Ein aquitanischer Edelmann Jacques Pluviers de St. Michel, der beim Könige war, hat eine ausführliche Beschreibung hinterlassen: darnach ist Ravaillac

auf's Rad getreten, und hat sich vertheidigt, als man ihn greifen wollte.

Wer hat den Mörder angestiftet? Die Verneuil, die Königin Marie, die Jesuiten und die Spanier wurden genannt — Niemand starb er gelegener als Spanien. Die Untersuchung, selbst wieder beschuldigt, hat nichts des Nachsagens Werthes ergeben, Ravaillac allein blieb übrig, um von Pferden zerrissen zu werden.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Leipzig, Druck von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Leipzig, Druck von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Leipzig, Druck von Philipp Reclam jun.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Leipzig, Druck von Philipp Reclam jun.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Laube, Heinrich,

Französische Lustschlösser

Bd.: 2

Mannheim 1840

Res/Gall.sp. 100 o-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10917472-0